

Bei den Buren.

Erinnerungen eines deutschen Freiwilligen
aus dem Burenkriege.

Erzählt

von

Carl Wulff,

Leutnant a. D.

Mit einer Karte.

Bonn 1902.
Verlag von P. Hanstein.



Erinnerungen aus schwerer Zeit.

Selbsterlebtes

aus dem Burenkriege erzählt von einem deutschen Freiwilligen.

Von CARL WULFF,

Leutnant a. D.

Einleitung.

Der Vorhang hat sich über das blutige Kriegsschauspiel im fernen Südafrika gesenkt, doch schon hat ein zweiter Kampf begonnen, der zwar unblutig, aber darum nicht weniger erbittert durchgeführt wird. Von berufener und unberufener Feder erscheinen Beschreibungen, Abhandlungen, Kritiken und allerlei Flugschriften auf dem Büchermarkt und in der Presse, welche die Geschichte des grossen Krieges behandeln, und wenn man alle diese Produkte kampfbegeisterter Federn mit einander vergleichen würde, so könnte man mit Leichtigkeit feststellen, dass kaum zwei derselben die gleiche Meinung aussprechen. Die Verhältnisse in Südafrika waren allerdings derart, dass nur ein ganz mit denselben Vertrauter sie zu schildern und aus ihnen Schlüsse zu ziehen vermag.

Der ganze Verlauf des Krieges lässt sich unschwer in drei Abschnitte zergliedern; es sind dies: die Zeit der glänzenden Erfolge der Buren vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Gefangennahme Cronjé's bei Paardeberg; es folgte sodann der tieftraurige Zeitabschnitt, welcher durch

die Uebergabe der Hauptstadt des Oranje-Freistaates, Bloemfontein, und den ungehinderten Vormarsch Lord Roberts' bis nach Pretoria gekennzeichnet wird. Es war dies eine Zeit trauriger Enttäuschungen und ein Beweis, dass ein Heer, mag es nun stehende Armee oder Volksheer heissen, ohne Disziplin werthlos ist. Endlich folgte das dritte Stadium des Krieges, der Guerilla-Krieg; ein Beweis glänzender Tapferkeit und zäher Ausdauer des südafrikanischen Volkes, dessen Führer versuchten mit Aufbietung aller Energie das Geschehene wieder gut zu machen und auszuhalten bis zum letzten Mann — was auch immer das Ende sein mochte. Die Beweise von Mannesmuth und Opferfreudigkeit, welche in diesem letzten Stadium des Krieges von den Buren geliefert wurden, haben ihnen die zum Theil schon recht flau gewordenen Sympathien der nicht englischen Nationen wiedergewonnen, gerade so wie die englische Art der Kriegführung den Abscheu jedes recht denkenden Menschen erregt hat. Wie sehr jetzt auch von englischer Seite versucht wird, die an Land und Volk von Südafrika verübten Gräuel zu verwischen und zu beschönigen, so werden sie doch niemals aus dem Gedächtniss derer zu verwischen sein, welche Augenzeugen der Verkommnisse waren. Als in China von Menschen, die mehr wilden Thieren gleichzurechnen sind, die scheusslichen Mordthaten verübt wurden, da stand die ganze civilisierte Welt in edler Entrüstung auf, um die Opfer heidnischen Fanatismusses zu rächen und die Uebelthäter zu bestrafen; hier galt es die edelsten Güter, Christenthum und Kultur, gegen die Gewaltthaten von Barbaren zu schützen. Wie aber stand es in Südafrika? Sind die Wehrufe der Tausende von Frauen und Kindern wirklich nicht bis nach Europa gedrungen? Wir schauern, wenn wir von den Schrecken des dreissigjährigen Krieges lesen und werfen uns stolz in die Brust in dem Bewusstsein, dass bei unserer jetzigen Civilisation solche Vorkommnisse unmöglich sind. Die rauchgeschwärtzten Mauerreste der einst so blühenden Farmen Südafrikas weisen anklagend gen Himmel. Sie sind Zeugen gewesen, als man mit roher Hand die Frauen und Kinder aus den Häusern

hinaustrieb, sie hinwegführte von Allem, was ihnen lieb und theuer war um sie dem Leben in den schrecklichen Konzentrationslagern zu überantworten. Wo waren da die Stimmen, die sonst so stolz sich als die Träger moderner Cultur bezeichneten? Die Geschichte des südafrikanischen Krieges wird ein unauslöschlicher Makel in den Annalen des 20. Jahrhunderts bleiben, nicht nur für England, nein, für die ganze civilisierte Welt.

Es ist in der That schwer, wenn man selbst auf Seiten der Buren gefochten hat, selbst Augenzeuge war von der Art der englischen Kriegführung in Südafrika und schliesslich selbst das Unglück hatte, in englische Kriegsgefangenschaft zu gerathen und nach Bermuda deportiert zu werden, noch vorurtheilsfrei an eine Schilderung des Erlebten zu gehen. Das Folgende soll keineswegs eine Geschichte des südafrikanischen Krieges sein, sondern der Verfasser will nur versuchen, an der Hand von einzelnen Schilderungen aus dem Leben im Kriege und der Gefangenschaft dem Leser ein Bild der schweren Zeiten zu geben. Der Verfasser möchte gerne den Leser selbst urtheilen lassen und hofft, dass die nachfolgenden Aufsätze bei nachsichtiger Beurtheilung dazu beitragen werden, in manche Vorkommnisse Licht zu schaffen und das Verständniss für die Geschichte des grossen Kampfes eines kleinen Volkes für Freiheit und Recht auch in weiteren Kreisen zu erhöhen.

Nun, das blutige Drama hat sein Ende erreicht und ist zu einer welterschütternden Tragödie geworden. Ob aber damit das Schicksal Südafrikas endgiltig besiegelt ist, das wird die Zukunft lehren. Ein jeder, der Einblick erhalten hat in die Verhältnisse des Burenvolkes, und den Charakter des Volkes kennt, muss sagen, dass die beiden früheren Republiken, welche das Schicksal nach langem Ringen dem Britischen Reich als Geschenk gegeben hat, ein Danaer-Geschenk sein werden. Die Erinnerung an das namenlose Elend, welches der Krieg über Land und Volk von Südafrika gebracht hat, hat sich zu tief in die Herzen der Burennation eingegraben, und die empfangenen Ein-

drücke werden sich namentlich aus dem Gedächtnis der heranwachsenden Generation niemals verwischen lassen. Die Zeit der Vergeltung muss kommen; doch wann, das ist jetzt noch nicht zu sagen. Die Tapferen aber, welche bis zum letzten Augenblick in Treuen ausgehalten haben, sie werden ihre Kinder erziehen in dem Gedanken der Freiheit. Sie werden scheiden von dieser Erde mit dem Wunsche unseres Grossen Kurfürsten auf den Lippen: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“





Erste Eindrücke.

Wir waren in Lourenzo-Marques angekommen und sassen nun endlich, nachdem wir am Tage vorher die grössten Schwierigkeiten in Bezug auf Erlangung der nöthigen Pässe zu überwinden gehabt hatten, glücklich in der Bahn, die uns in kurzer Zeit nach Transvaal hinein bringen sollte. Wir waren überrascht von der Schönheit der Gegend, und je näher wir der Transvaalgrenze kamen, desto romantischer wurde die Landschaft. Schroffe Felsen und Hänge wechselten mit sanften Höhen, welche im leuchtendsten Grün prangten. Da endlich rollte unser Zug über eine Brücke; der Fluss, der unter uns in vielen Windungen dahinzog, war der Incomati und indem wir das Ende der Brücke erreichten, hatten wir die Grenze überschritten. Die Lokomotive piff und in wenigen Augenblicken hielt unser Zug auf der Grenzstation Comatipoort stille. „Aussteigen, Gepäckrevision!“ lautete die Parole und wir eilten mit unsern Koffern zum Stationsgebäude, wo die Revision stattfand.

Unter den Leuten, die auf der Station sich aufhielten, fiel sofort ein Mann auf, der uns alle um mindestens Haupteslänge überragte. Er war in bürgerlicher Kleidung und unterschied sich nur durch seinen breiten Hut, dessen Krempe rechts aufgeschlagen und um welchen ein breites Band in den Transvaalfarben grün, roth, weiss, blau befestigt war. Als ich einen der Beamten nach dem Commandanten fragte, wies er mit der rechten Hand auf den eben beschriebenen Mann und sagte mir: „Daar, die lange Kerel!“ Es war Commandant Lombard, ein sehr tüchtiger und energischer Mann, der wegen dieser Eigenschaften an den Grenz-

posten gesetzt war. Leider fand er 1½ Jahre später ein trauriges Ende, da er von aufrührerischen Kaffern ermordet wurde. Er revidierte unsere Pässe und fragte, ob Freiwillige unter uns seien. Auf die bejahende Antwort Vieler schrieb er unsere Namen auf um die Behörden in Pretoria von unserem Kommen in Kenntniss zu setzen.

Doch was giebt es dort? Erregtes Köpfezusammenstecken und Gestikulieren! — „Unmöglich!“ — „Nein, das kann nicht wahr sein? — Was war unmöglich, was konnte nicht wahr sein? — Doch da kommt die Hiobspost: „General Cronjé mit 4000 Mann bei Paardeberg gefangen!“ — Wir besprachen mit den einheimischen Beamten die Nachricht. Es gab nur eine Stimme: „Piet Cronjé mag wohl tot sein, aber fangen lässt er sich niemals! Ausserdem fehlt uns noch die offizielle Bestätigung!“ —

Dies war die erste schlechte Nachricht, die wir erhielten; dass wir sie gerade bei unserem Betreten des Transvaal erfuhren, scheint jetzt gleichsam ein böses Omen gewesen zu sein. Damals zerbrachen wir uns noch nicht viel den Kopf darüber. Wir sagten uns, dass, wenn auch wirklich 4000 Mann den Engländern in die Hände gefallen seien, dies doch auf den bisher so glücklichen Verlauf des Krieges von wenig Einfluss sein könnte. Wir waren sogar oft schon besorgt gewesen, dass wir zu spät kommen würden und für uns keine Arbeit mehr zu thun sei; wie irrig diese Voraussicht war, das sollte sich bald genug herausstellen. Nach kurzem Aufenthalt ging die Reise weiter und immer schöner und romantischer wurde die Gegend. Die Delagoa-Bai-Bahn windet sich hier hinauf zu dem sogenannten Hochfeld, dessen Abfall zur portugiesischen Grenze oft an die wilden Partien des Semmering erinnert. Bei der Station Waterval-Onder hielt der Zug und wir hatten die Nacht dort zu verbleiben, da vorsichtshalber der Nachtverkehr auf der Strecke eingestellt war. Die ganze Strecke war streng bewacht. An allen Uebergängen und Durchlässen waren kleine Wachen ausgesetzt, die zum Theil aus Kaffern unter Aufsicht eines weisses Mannes bestanden. Die Engländer haben in Bezug

hierauf oft gesagt, dass die Buren im Kriege Kaffern verwandt haben, doch ist dies eine vollkommen falsche Behauptung, da die hier stationierten Kaffern nicht gegen die Engländer in Aktion treten sollten, was schon aus ihrer Bewaffnung mit Bogen und Assagai hervorgeht, sondern die Bahnlinie gegen eventuelle Ueberfälle durch unbotmässige Kaffernstämme zu schützen hatten. In Waterval-Onder erhielten wir einen eigenthümlichen Eindruck dadurch, dass verschiedene dort ansässige Bürger, meist Hotelbesitzer oder Geschäftsleute, versuchten, einige von uns als Substitut gegen Auszahlung einer gewissen Summe zu miethen. Leider war dies nach den Gesetzen des Transvaal den Bürgern gestattet, auf uns machte es aber keinen gerade günstigen Eindruck, und zur Ehre der meist aus Deutschen bestehenden neu angekommenen Freiwilligen muss gesagt werden, dass keiner von ihnen ein derartiges Anerbieten annahm.

Schon frühzeitig am nächsten Morgen fuhren wir weiter. Wir durchfuhren einen langen Tunnel und der letzte Theil der Bahnstrecke bis hinauf auf das Plateau war als Zahnradbahn geführt. Von der Station Waterval-Bowen änderte sich die Landschaft vollkommen. So weit man sehen konnte war eine grosse Ebene vor uns ausgebreitet, aus der hier und da vereinzelt Erhebungen, die sogenannten „Kopjes“ herausragten. Die schier endlose Grasfläche war von grossen Rinder- und Schafheerden bevölkert und die sonst etwas eintönige Gegend wurde durch verstreut liegende Farmen und die sie umgebenden grünen Baumgruppen angenehm belebt. Vorbei ging die rasche Fahrt an blühenden Dörfern, bis wir etwa um die Mittagszeit Middelburg erreichten. Auf vielen Stationen waren schon Buren in Feldausrüstung zu uns in den Zug gestiegen, und die zum Theil reckenhaften Gestalten mit den grossen Vollbärten machten einen guten Eindruck. In Middelburg erhielten wir die Bestätigung von Cronjé's Gefangennahme und gleichzeitig eine weitere Nachricht, die uns eigentlich mehr verblüffte als erstaunte, nämlich die, dass nach diesem doch immerhin recht unangenehmen Schlag etwa 5000 Buren von der Front auf Urlaub

geschickt seien, um auf ihren Farmen nach dem Rechten zu sehen. Dass man nach einem Verlust von 4000 Mann die so nöthigen Streitkräfte in Natal noch um weitere 5000 Mann schwächte, das kam uns doch zum Mindesten sehr eigenthümlich vor. Immer mehr schlechte Nachrichten kamen, Ladysmith war entsetzt, Kimberley frei und die Engländer hatten die Oranje-Freistaat Grenze überschritten. Mit etwas gemischten Gefühlen erreichten wir Abends Pretoria, die Meisten von uns aber doch in froher Zuversicht, die sich oft in den Worten Luft machte: „Wenn die Engländer in den Oranje-Freistaat eingedrungen sind, dann müssen wir sie eben wieder herausschmeissen!“ —

Am Bahnhof von Pretoria wurden wir von dem Staatssekretär der Südafrikanischen Republik, Herrn Reitz, empfangen und freundlichst begrüsst. Mehrere Hotelwagen führten uns zum Transvaal-Hotel, dem ersten Hotel von Pretoria, wo das gerade servierte gute Souper die zum Theil etwas schlecht gewordene Stimmung sichtlich hob. Noch lange sassen wir beisammen und die fröhliche Stimmung liess erkennen, dass es Jedem von uns Ernst war mit seinem Vorsatze dem Burenvolke in dem ungleichen Kampfe seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Nicht ohne ein bitteres Gefühl gedenke ich dieses Abends, denn viele von den damals so hoffnungsfreudigen deutschen Freiwilligen haben ihre edle Absicht mit dem Heldentode besiegelt. — Ehre ihrem Andenken! —





Die Freicorps.

Am ersten Morgen in Pretoria trat nun die grosse Frage an Jedermann heran: „Was machst Du nun?“ — Ja, die Antwort war nicht so leicht, als wir geglaubt hatten, denn kein Mensch kümmerte sich um die neuen Freiwilligen. Sie waren für die nächste Zeit im Hotel auf Kosten der Regierung untergebracht und konnten thun und lassen was sie wollten. Nach langem Erkundigen erfuhren wir, dass die Freiwilligen sich im Regierungsgebäude auf Zimmer Nr. soundso melden sollten. Nach vielen Fragen gelangten wir endlich zu dem bewussten Zimmer. Ein Beamter empfing uns, schrieb unsere Namen auf und wir hatten ein Eidesformular zu unterzeichnen, wodurch wir gelobten während des Krieges den beiden Republiken als Freiwillige die Treue zu bewahren und den Behörden Gehorsam zu leisten. Gleichzeitig gab man uns bekannt, dass nach den Gesetzen des Landes ein Jeder, der für das Land die Waffen aufnimmt, sich das Bürgerrecht erwürbe und dass wir uns den staatlich autorisierten Bürgerbrief jederzeit holen könnten. Dies ist später von den Engländern nicht anerkannt worden, obgleich damals die Annexion der Republiken noch nicht ausgesprochen war. Dem Spruch der Engländer gegenüber waren wir später machtlos, denn wie so oft in diesem Kriege galt auch hier Gewalt vor Recht.

Wir erhielten nunmehr die Empfangsscheine für unsere Feldausrüstung, bestehend in Pferd, Sattel, Zaum, Gewehr, Patronenband mit Munition und Kleidung. An uns war es nun uns diese Gegenstände zu holen. Ob jemand schon

mit der Waffe umzugehen gelernt oder ob er schon jemals ein Pferd bestiegen hatte, danach wurde nicht weiter gefragt. Schliesslich bot dies aber nur sehr geringe Schwierigkeiten, da die meisten bereits Soldat gewesen waren. Etwas schwieriger war es schon mit der edlen Reitkunst bestellt. Viele hatten noch niemals gelernt ein Pferd zu satteln und aufzuzäumen, doch half hier eben Einer dem Andern und die ersten paar Tage wurden benutzt um einige Reitstunden abzuhalten. Die Behörden bekümmerten sich hierbei um Nichts und Jeder konnte thun und lassen was er wollte.

Bevor wir weitergehen, seien hier noch einige Worte über unsere Feldausrüstung gestattet. Die in Südafrika gezogenen Pferde sind für die Verhältnisse des Landes wie geschaffen. Im grossen Ganzen sind es leichte Tiere, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den ungarischen Stepp Pferden besitzen. Sommer und Winter im Freien, sind sie gegen alle Witterungswechsel abgehärtet, so dass eine Stallpflege nach unseren Begriffen in Fortfall kommt. Die Fütterung besteht in Weide und Maisfutter, seltener Hafer, der aber meist mit dem Stroh gegeben wird. Wird nach einem längeren Ritte gerastet, so werden, nachdem Sattel und Zaum abgenommen sind, die Pferde „gekniehalter“, d. h. der Halfterriemen wird ziemlich kurz dicht über dem Kniegelenk festgebunden, so dass die Pferde an raschem Laufen behindert sind. Sie sind sich dann selbst überlassen und werden erst bei Einbruch der Dunkelheit wieder zusammengetrieben. Die beliebteste Gangart ist eine Art Passgang, von den Buren „Trippel“ genannt. Diese Gangart, würde man sie unsern Pferden künstlich angewöhnen, hätte nachtheilige Folgen, namentlich für die Lunge. Dem südafrikanischen Pferde ist sie angeboren und gestattet bei den grossen Entfernungen ein sehr rasches Vorwärtskommen, bei äusserster Schonung der Kräfte. Die gesuchteste und ausdauerndste Art der Pferde sind die Basuto-Ponies, kleine Tiere, die bei grosser Zähigkeit auch äusserlich mit ihrer krausen Mähne und Schweif und dem zierlich geformten Kopf einen hübschen Eindruck machen.

Was nun unsere Bewaffnung betrifft, so waren wir, wie alle Buren, mit Mauser-Gewehren ausgerüstet, welche von den Deutschen Waffen- und Munitions-Fabriken geliefert waren. Das Gewehr kann wohl als eine in jeder Hinsicht hervorragende Kriegswaffe bezeichnet werden. Bei dem kleinen Kaliber von 7,9 mm, genügte es allen Ansprüchen, einer modernen Handfeuerwaffe und namentlich verdient die exakte Ausführung jedes einzelnen Stückes hervorgehoben zu werden. Ganz vorzüglich haben sich auch die Patronenbänder bewährt, von denen die meisten zur Aufnahme von 60 Patronen in Ladestreifen, zu je 5 Stück, eingerichtet waren. Vielfach wurden zwei solcher Bänder kreuzweise über einander von der Schulter zur Hüfte getragen.

In den Tagen, als wir alle Hände voll zu thun hatten, um unsere Feld-Ausrüstung fertig zu stellen, führte mich mein Weg häufig in das Regierungsgebäude, das schönste und stattlichste Bauwerk von Pretoria. Wie jedem Fremden fiel es auch mir auf, welch eine Unzahl Beamter in einer unabsehbaren Reihe von Zimmern hier beschäftigt wurden und dennoch wurde so oft Klage geführt, dass die laufenden Geschäfte eine so langsame Erledigung fanden. Von einem Zimmer wurde man in das andere geschickt und überall erhielt man auf sein Ansuchen zunächst die Antwort: „Wacht een beetjen!“ Dies konnte auf die Dauer selbst den ruhigsten Menschen in Harnisch bringen und bald merkten wir, dass hier mit zuvorkommender Höflichkeit nicht Viel zu erreichen war und dass der am ersten abgefertigt wurde, der dem stoischen Gleichmuth der Beamten ein energisches Fordern entgegensetzte. Nur einmal hörte ich, als ich gerade bemüht war, einen schlechten Sattel, den man mir gegeben hatte, gegen einen besseren einzutauschen, wie eine polternde, tiefe Basstimme irgendwo ihrem Unmuth Luft machte und ich sah, dass einige Beamte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit in eiligstem Tempo den Korridor entlang trabten. Plötzlich erschien aus einer Thür eine gewaltige Gestalt, die mit der eben gehörten Basstimme noch einige Worte hervorpolterte und dann auf mich zukam. Es

war Präsident Paul Krüger. Ehrbietig nahm ich meinen Hut ab und der Präsident tippte mit dem Finger an seinen hohen Cylinder und brummte etwas in seinen Bart, was etwa soviel heissen sollte wie „Guten Morgen.“ „Wat maak' jy hier?“ fragte er und ein durchdringender Blick seiner Augen mass mich vom Kopf bis zu den Füßen. Ich erklärte im besten Holländisch, dessen ich damals fähig war, was ich wollte, doch der Präsident wartete den Schluss meiner Rede nicht ab und liess mich mit einem kurzen „Toe mar!“ (ein typischer Ausdruck in der Burensprache, der etwa bedeutet: „Vorwärts“) stehen. Noch verschiedene Mal hörte ich das polternde Organ des alten Präsidenten, das wie fernes Donnergrollen klang und welches in Verbindung mit seiner mächtigen, ehrfurchtgebietenden Erscheinung ihm nicht zu Unrecht den Beinamen des alten Löwen eingetragen hat. Ganz anders war der Eindruck, den ich von General Piet Joubert erhielt. Nach den jüngsten Misserfolgen der Buren in Natal, die wohl hauptsächlich durch seine ewig zaudernde Unthätigkeit hervorgerufen worden waren, war er nach Pretoria zurückgekehrt und der junge Louis Botha war an seiner Stelle zum Kommandant-General ernannt worden. Es war etwa 14 Tage vor seinem Tode, als ich Gelegenheit fand Joubert zu sehen und er machte damals auf mich den Eindruck eines völlig gebrochenen Mannes. Als sich kurze Zeit später das Grab über ihn geschlossen hatte, gab es viele Stimmen, die ihn direkt des Landesverrathes beschuldigten, und in der That war seine Handlungsweise vor dem zur Uebergabe reifen Ladysmith dazu angethan, einen solch' schweren Verdacht auf ihn zu lenken. Von allen Seiten gedrängt den Sturm auf die völlig ausgehungerte Stadt zu unternehmen, beharrte er auf seiner Unthätigkeit bis das Unglück eintrat und Ladysmith entsetzt wurde. Es ist sehr zweifelhaft, ob jemals Licht in diese Vorkommnisse kommen wird, doch steht soviel fest, dass der Name des berühmten General Joubert, des Siegers von Amajuba im Jahre 1881, viel von seinem Glanze eingebüsst hat.

Natürlich lag es Jedem von uns daran, so bald als

möglich zur Front abzugehen und es trat die Frage an uns heran, welchem Commando wir uns anschliessen sollten. Für uns Deutsche war das seiner Zeit von Oberst Schiel gegründete Deutsche Corps wohl das nächstliegende, jedoch stand dieses Corps damals, nachdem es bei Elands-laagte sehr viel Verluste erlitten und durch die Verwundung und Gefangennahme von Oberst Schiel seines Führers beraubt worden war, in keinem besonders guten Rufe; ob mit Recht oder Unrecht, das lässt sich sehr schwer entscheiden. Eines nur muss hervorgehoben werden, nämlich dass, wo auch immer Deutsche im Felde gestanden, sie sich stets ihres alten Waffenruhms würdig gezeigt haben, so dass anzunehmen ist, dass das abfällige Urtheil, welches wir damals oft zu hören bekamen, auf innere Verhältnisse des Corps sich bezog. So kam es, dass nur ein verhältnissmässig geringer Theil von den jüngst angekommenen Freiwilligen nach Glencoe abging, um sich dem daselbst stehenden Deutschen Corps anzuschliessen. Die Andern thaten sich meist nach ihren Nationalitäten zusammen und bildeten eigene Corps unter eigenen Commandanten; die Stärke eines solchen Commandos überstieg oft noch nicht einmal die Zahl zwölf. So bildete sich damals im Anfang des Monat März 1900 in Pretoria ein deutsches Commando unter Hans von Schierstädt, ein österreichisch-ungarisches unter Rittmeister von Jllèz, an dessen Stelle später Baron Luzinski trat. Ferner formierte der russische Capitän Maximoff ein ziemlich starkes russisches Corps und es entstand auch ein französisches Commando, dessen Führer, so weit ich mich entsinne, ein ehemaliger französischer Offizier Gallopôt war. Ein starkes Holländerkorps von etwa 200 Mann hatte sich bereits nach dem Oranje-Freistaat begeben, woselbst auch die sogenannte „Irische Brigade“ unter Colonel Lynch sich organisierte. Ein weiteres deutsches Corps trat unter Führung von Hauptmann Lorenz in Cronstadt zusammen und hat sich im späteren Verlauf des Krieges einen ruhmvollen Namen gemacht. Nach der Verwundung des Hauptmann Lorenz bei Cronstadt übernahm Graf Wrangell die Führung

und nachdem auch er später verwundet wurde, ging die Führung des Corps in die Hände von Leutnant Kuntze über. Letzterer ist, wie man mir später mittheilte, gefallen. Soweit wir damals feststellen konnten, hatten bis zur Einnahme Pretoria's durch die Engländer die verschiedenen deutschen Corps zusammen, über 40% Verluste erlitten. Die Schlacht von Elandslaagte, in welcher neben dem heldenmüthigen Grafen Zeppelin, noch viele andere Deutsche den Boden mit ihrem Blute färbten, sowie die mörderischen Kämpfe am Spions-Kop, haben die meisten Opfer in den Reihen der deutschen Freiwilligen gefordert, doch auch späterhin blieben sie im Gegensatz zu der mehr defensiven Taktik der Burenführer ihrer altbewährten Kampfesart treu, die in schneidigem Vorgehen den Erfolg suchte. Ich selbst schloss mich dem Commando Schierstädt's an, das sich zum Theil schon an Bord des Dampfers, der uns nach Südafrika brachte, gebildet hatte. Wie weit schon damals die Folgen des Krieges sich erstreckten, das zeigten die Schwierigkeiten, die man uns in den Weg legte, noch ehe wir die Transvaalgrenze überschritten hatten. Höchst wahrscheinlich waren nämlich an Bord des Dampfers englische Spione gewesen, welche die Passagiere genau beobachteten, denn bereits in Lourenzo-Marquez stiessen wir auf grosse Schwierigkeiten, da uns die portugiesische Behörde keine Pässe verabfolgen wollte. Schliesslich gelang es Jankowsky, der sich auch unserem Commando angeschlossen hatte, und mir, die Pässe zu erhalten und am andern Morgen mit dem Zuge wegzufahren, obgleich auf dem Bahnhof von Lourenzo-Marques ein portugiesischer Polizist mit einem Zettel herumliefe, auf dem unsere sämmtlichen Namen verzeichnet standen. Der gute Mann, der natürlich ausser seinem Portugiesisch keine fremde Sprache verstand, lief mit dem Zettel von Einem zum Andern und fragte ihn, ob sein Name darunter sei. So kam er auch zu mir, entfernte sich aber mit einer Entschuldigung, nachdem ich ihm zu verstehen gegeben hatte, dass ich Keinen der von ihm gesuchten Leute kannte. Innerlich lachend, hatte ich den Zettel, auf dem ausser meinem

eigenen auch die Namen meiner zukünftigen Commando-Kameraden standen, gelesen. Weniger Glück als wir, hatten H. von Schierstädt selbst und noch vier andere Deutsche; von wohlmeinender Seite hatte man sie benachrichtigt, dass sie Gefahr liefen verhaftet zu werden, wenn sie nicht schleunigst das portugiesische Gebiet verliessen, und so zogen diese fünf Leute vor, per Fussmarsch die Transvaal-Grenze zu erreichen, was ihnen auch gelang. Mit stillem Vergnügen lasen wir einige Tage später eine Notiz in der Cape-Times, in der es hiess, dass es den Behörden leider nicht gelungen sei, eine Anzahl deutscher Freiwilliger zu verhindern, die Transvaal-Grenze zu überschreiten; unsere Namen waren sämmtlich aufgeführt und mit den unglaublichsten militärischen Chargen belehnt. Mich selbst hatte der Verfasser dieser Notiz zum Capitän befördert, welchen Titel ich dankend akzeptierte.

Unser kleines Spezial-Commando hatte die Aufgabe die rückwärtigen Eisenbahn-Verbindungen des Feindes durch Legen von versteckten Unterbrechungen unbrauchbar zu machen und wir waren zu diesem Zweck mit vorzüglichen Zündern und dem nöthigen Dynamit ausgerüstet. Commandant von Schierstädt selbst war mit allen nur erdenklichen Vollmachten sowohl von der Transvaal-Regierung als auch vom Präsidenten Stejin des Oranje-Freistaates versehen und so hatten wir allen Grund auf einen guten Erfolg unserer Mission zu rechnen. Wir begaben uns zunächst nach Cronstadt, woselbst unser Commandant noch Instruktionen empfangen sollte, jedoch hier gab es für uns einen sehr unangenehmen und unfreiwilligen Aufenthalt, indem von Schierstädt, Kühne, Rabehl und ich schwer an der Malaria erkrankten. Wir fanden in der dort stationirten russisch-holländischen Ambulanz die aufopferndste Pflege und die Aerzte brachten es fertig, uns durch Verabreichung von starken Dosen Chinin in kaum 14 Tagen so weit zu bringen, dass wir endlich zur Front abgehen konnten. Wir begaben uns nach Brandfort, woselbst General Delarey mit einem starken Commando stand und stellten uns ihm zur Verfügung.

Auf dieselbe Weise vollzog sich auch die Bildung der anderen Freicorps. Die Commandanten erhielten von der Regierung Wagen und Zugtiere (Ochsen oder Maulesel) sowie einige Kaffern zur Beaufsichtigung der Tiere und empfangen auf Requisitionsschein, der allerdings den Stempel der Behörde tragen musste, alle Vorräthe die im Felde nöthig sind einschliesslich Zelten. War ein Commando fertig ausgerüstet, so ging es nach der Front ab; wohin, das war den einzelnen Commandanten völlig überlassen. Die meisten Corps dirigierten sich nach dem Oranje-Freistaat, wo augenblicklich die Aussichten nicht gerade günstig standen. Soeben war die traurige Nachricht von der Einnahme Bloemfontein's durch die Engländer eingetroffen und schon damals gab es genug zaghafte Seelen, welche die Sache verloren gaben und prophezeiten, dass die Engländer in 14 Tagen in Pretoria seien und damit der ganze Krieg beendet wäre.

Unschwer wird der Leser erkennen, dass bei einem solchen Mangel an Organisation nicht Viel zu erwarten war. Wohl war von Seiten der Regierung der Plan gefasst worden die ganzen Ausländer unter dem Commando eines Mannes zu vereinigen und soviel bekannt, war hierzu der tapfere französische Oberst Villebois-Mareuil ausersehen worden. Leider fiel er bei einer Rekognoszierung im Freistaat in einen Hinterhalt und starb den Heldentod, von Allen tief betrauert und selbst vom Feinde durch ein seinem Range entsprechendes Begräbnis geehrt. Es hatte sehr häufig den Anschein, als ob die Buren auf die Kräfte der ausländischen Freiwilligen mit einer gewissen Verachtung herabsahen und ihren militärischen Wert zu gering erachteten, um ihnen irgend welche Wichtigkeit beizumessen. Ueberall versicherte man uns, dass man uns ja nicht gerufen habe und so kam es, dass hier und da ein recht gespanntes Verhältniss zwischen Buren und Ausländern eintrat, während die vielen Nationen der Ausländer unter sich treue Waffenbrüderschaft hielten. In einem Gefecht in der Nähe von Taba-'Nchu im Freistaat fochten Deutsche, Oesterreicher, Franzosen und Russen Schulter an Schulter und hielten ihre

Stellung in zäher Ausdauer bis der letzte Bur die Stellung verlassen hatte. Dann erst verliessen auch sie die Position und traten geordnet den Rückzug an. Die Buren hatten nicht einen Verlust zu beklagen, während in der Stellung der Ausländer vier gefallen und sechs verwundet worden waren. Die Buren aber, als sie davon hörten, bezeichneten die Handlungsweise der Ausländer als unvorsichtig und unweise; dass das kleine Häuflein Fremdlinge aber durch seine Tapferkeit ihnen einen gesicherten Rückzug ermöglicht hatte, daran dachten sie damals nicht. Wohl jedem Freiwilligen, der diese Epoche des Krieges miterlebt hat, werden derartige bittere Erinnerungen im Gedächtniss haften geblieben sein, doch haben sich diese unliebsamen Verhältnisse im weiteren Verlauf des Krieges sehr geändert. Es kamen Situationen, in denen gar mancher Burengeneral froh war, wenn er ein Häuflein Freiwilliger zur Hand hatte um irgend eine schwierige Erkundung auszuführen; die mehr einsichtigen Leute unter den Buren hatten doch bald erkannt, dass die militärische Schulung und Disziplin der Ausländer ein nicht zu unterschätzender Faktor sei. Im letzten Stadium des Krieges, bei der heldenmüthigen Vertheidigung des Landes hatte sich jeder Unterschied zwischen Bur und Ausländer verwischt.





Der Bur im Felde.

In dem vorigen Abschnitt ist Manches gesagt worden, was nicht gerade zu Gunsten der Buren spricht, doch diese Zeilen sollen keineswegs eine Lobeshymne auf die Buren sein, sondern der Verfasser will neben den Lichtpunkten auch die Schattenseiten des Volkscharakters an das Tageslicht ziehen, denn nur so kann der Leser sich selbst ein Urtheil bilden. In der unglücklichen Periode der allgemeinen Verzagtheit und Muthlosigkeit traten allerdings recht viele Schattenseiten dem neuen Ankömmling entgegen und nur zu viel falsche Urtheile sind in dieser Zeit über das Burenvolk gefällt worden. Ein Blick in die Weltgeschichte lehrt uns, dass bei vielen Völkern nach einem wirtschaftlichen Aufschwung eine Zeit der Erschlaffung und Verweichlichung folgte. War das Volk noch zu Grösserem bestimmt, so musste es zunächst durch eine Zeit schweren Unglücks geläutert werden, ehe es reif war, die ihm von der Vorsehung bestimmte höhere Stufe zu erklimmen. So waren auch für unser jetzt so mächtiges Vaterland die traurigen Jahre von 1806 und 1807 eine Schule des Leidens, in der unser Volk erst lernen musste, was ihm noch zur Einnahme der ihm gebührenden Weltstellung fehlte. Wie ernst die Sachlage stand, das kam den wenigsten Buren damals recht zum Bewusstsein; in ihrem berechtigten Nationalstolz, der leider nur zur häufig in Eigendünkel ausartete, sahen sie auf Jeden mit souveräner Verachtung herab, der nicht der Afrikander-Nation angehörte, oder um in ihrer eigenen Ausdrucksweise zu reden, der nicht „een van ons menschen“ war. Der Grund dieses Herabsehens auf jeden Fremden

war leider durch die Erfahrungen, welche die Buren mit den fremden Einwanderern gemacht hatten, nur zur sehr gerechtfertigt. In den Zeiten, als die Kunde von dem unermesslichen Goldreichtum des Landes nach Europa drang, machten sich viele Tausende auf, um in dem neuen Lande, welches die Buren Schritt für Schritt mit Büchse, Axt und Pflug sich hatten erobern müssen, ihr Glück zu versuchen. Dass es nicht immer die besten Elemente waren, die von Europa herüberkamen, ist leicht zu denken und wie diese Leute mit den von Natur gutherzigen Buren umgingen, das haben wir oft aus dem Munde der Alten gehört. Die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Einwohner wurde missbraucht und der gastfreie Farmer betrogen wo es nur ging. Nur zu leicht liessen sich die einfachen Leute, denen auf Grund ihrer weltabgeschiedenen Lebensweise jede Bildung fehlte, und auf die ein Mann, der nur im Stande war richtig zu schreiben und rasch zu lesen schon den Eindruck eines gelehrten Mannes machte, von letzterem bethören. Ist es da noch zu verwundern, dass die Buren den Fremdling als einen „Rondlooper“, d. i. Landstreicher, verachteten? Es ist ganz irrig, wenn behauptet wird, dass die Buren jeder Vollkommenung menschlichen Wissens von vorn herein feindlich gegenüber ständen. Sie haben vielleicht mehr wie manches andere Volk, das sich in einem gleichen Anfangsstadium der Entwicklung befand, den Drang zu lernen und jede kleine Schilderung europäischer Verhältnisse oder Erklärungen einfacher Art aus der Naturlehre oder der modernen Technik fand stets dankbare und verständnisvolle Zuhörer. Der Bur im Frieden und der Bur im Felde sind zwei vollkommen von einander verschiedene Gestalten.

Die ganze Lebensweise der Buren prädestiniert ihn zum Leben im Felde, jedoch nicht zum Soldaten. Der Soldat, der in grossen taktischen Verbänden gleichsam ein Theil einer Maschine ist, welche durch die Disziplin zusammengehalten und von der Hand der Führer geleitet wird, bedarf zur Erlangung dieser Fähigkeiten einer geregelten Schulung. Der Bur, der stets auf sich allein angewiesen

ist, und der kein schöneres Leben kennt, als wenn er zu Pferde mit der Büchse über die Schulter das Land durchstreifen kann, kennt die militärische Schulung und infolgedessen auch die Disziplin nicht. Sein Ideal ist der kleine Krieg. Hier kann er seine Eigenschaften entwickeln und namentlich die letzte Periode des Krieges hat wohl deutlich genug gezeigt, was der Bur im Felde wert ist. Vor Allem ist es die jedem Buren angeborene Fähigkeit sich in allen schwierigen Lagen, die das Feldzugsleben in einem nur halb kultivierten Lande mit sich bringt, selbst helfen zu können. Da ist keine Furt zu tief, kein Berg zu steil und kein Wagen zu schwer beschädigt, als dass er nicht sofort ein Mittel wüsste um die Schwierigkeit zu beseitigen. Hier konnten wir Ausländer wirklich Etwas lernen und hatten Gelegenheit genug, den praktischen Sinn der Buren zu bewundern. Eine gleiche Geschicklichkeit besaßen die Buren im Aufschlagen und Abbrechen des Lagers. Ein Platz war rasch gefunden, welcher gegen das Auge des Feindes gedeckt und mit Wasser versehen war. Wagen auf Wagen kam heran, einer dicht hinter dem andern, doch da wurden keine Plätze angewiesen und keine Befehle gegeben. Alles regelte sich von selbst und aus dem scheinbaren Wirrwarr war in wenigen Minuten ein fertiges Lager entstanden. Die Pferde waren abgesattelt, die Zugtiere, Ochsen und Maulesel, ausgespannt und von den Kaffern zum Wasser getrieben und brüllend und blökend nahten sich grosse Rinder- und Schafheerden, die als lebendes Proviantmagazin die Commandos begleiten und das Schlachtvieh liefern. Die stets mitgeführten Zelte wurden nur aufgeschlagen, wenn man längere Zeit auf demselben Platze zu verbleiben gedachte. Rings im Kreise sah man den Rauch der Lagerfeuer aufsteigen, um welche die Buren hockten und geduldig das Kochen des Kaffeekessels abwarteten. Die rasch hereinbrechende Dunkelheit lässt die Feuer heller aufflammen und nur ein monotones Summen, aber kein Rufen und Schreien verkündet die Anwesenheit des grossen Lagers dem menschlichen Ohre.

Da tönt von einem Ende des Lagers Gesang herüber; die Buren sammeln sich in grösseren Gruppen um die Feuer. Von der lodernden Flamme malerisch beleuchtet, sitzt in der Mitte ein alter, weisshaariger Mann, die aufgeschlagene grosse Bibel auf den Knien und darüber das Gesangbuch. Es findet jetzt die Abendandacht statt, die kein Bur auch unter den schwierigsten Verhältnissen versäumt. Von allen Seiten dringen die getragenen Melodien herüber und vielstimmig klingen die Töne der Psalmen zum dunklen Nachthimmel empor. Als der Gesang beendet ist, ergreift der alte graubärtige Mann die Bibel; mit langsamer Stimme, der man die Ungeübtheit des Lesens anmerkt, die aber gerade darum um so ergreifender wirkt, verliest er ein Capitel aus der Schrift; ein einfaches Gebet schliesst sich hieran an und zum Schlusse klingt noch einmal der Psalmengesang empor zum dunkelen Firmament, von dem in hehrer Klarheit das Kreuz des Südens herniederstrahlt auf die schlummernde Welt. Schwächer und schwächer wird der Gesang, bis auch die letzte Stimme verhallt ist und tiefe Stille das ruhende Lager umhüllt.

So vergeht eine Stunde und nur das Scharren eines Pferdehufes oder das Klirren einer Kette, verursacht durch die bei Einbruch der Dunkelheit zusammengetriebenen und an den Wagen festgemachten Pferde, und Zugtiere, durchbricht die Stille. Von fern her tönt ein Schuss durch die Nacht, jetzt noch einer und hier und da erhebt sich ein Kopf aus den Reihen der Schlafenden vom Boden um zu lauschen. Wieder herrscht Stille, doch da tönt der Hufschlag eines galloppierenden Pferdes an das Ohr und bei dem Wagen des Generals entsteht Bewegung. Gestalten huschen hin und her und man hört halblautes Sprechen. „Was gibt es denn?“ so fragen wir — „Opzadeln!“ so lautet die lakonische Antwort. In unglaublich kurzer Zeit sehen wir schon einen kleinen Trupp Reiter in der Richtung des Feindes abreiten; immer mehr folgen in kleinen Gruppen und schliessen sich den Vordersten an. Jeder reitet wie es ihm passt, kein lautes Wort wird gehört und in

wenigen Minuten ist das Lager bis auf ein paar Zurückbleibende verlassen. Die Wagen bleiben einstweilen stehen und die Zugthiere sind bereit um eingespannt zu werden. Weiter und weiter geht der stille, nächtliche Ritt, bis die Spitze schliesslich am Fusse einer Reihe von „Kopjes“ hält. Ohne Befehl marschieren die herankommenden Reitertrupps nach rechts und links auf und in kurzer Zeit steht das ganze Commando in langer Linie fast Bügel an Bügel fertig. Es wird abgestiegen, die Sattelgurten gelockert, die Zügel heruntergenommen und Jeder setzt oder legt sich hin in eine Decke oder einen Mantel gehüllt um zu — schlafen. Uns hält es jedoch nicht unten bei den Pferden. Langsam und vorsichtig erklimmen wir den steilen Berghang, auf dem sich hier und dort ein paar dunkle Silhouetten nur undeutlich vom dunklen Nachthimmel abheben. Oben angelangt, lassen wir uns nieder und vor uns dehnt sich die Ebene aus, die hin und wieder vom schwachen Mondstrahl beleuchtet, in weiter Ferne mit dem Horizonte zu verschwimmen scheint. Kein Laut ist hörbar. Wir schauen zurück, und o Wunder, so weit das Auge die Dunkelheit zu durchdringen vermag, sehen wir, dass am Fusse der anstossenden Kopjes weithin eine dunkle Linie erkennbar ist, es sind die andern Buren-Commandos, welche gleich dem unsrigen herangekommen sind aus ihren Lagern und an der einzunehmenden Position bereitliegen.

So lagen wir Stunde auf Stunde und spähten in die Nacht hinaus, doch kein Laut war hörbar ausser dem vereinzelt Schrei eines Nachtvogels oder dem Scharren eines Pferdehufes in der Tiefe. Patrouillen hatten die Meldung gebracht, dass die Engländer, welche auf dem Tafelkop bei Brandfort im Oranje-Freistatt eine stark befestigte Stellung inne hatten, dieselbe im Begriff seien zu verlassen. General Delarey, welcher bei uns den Oberbefehl führte, hatte daher den Befehl gegeben die Stellungen zu besetzen, und wenn es auch diesmal noch nicht zu einem ernstn Gefecht kam, so hatten wir doch ein vorzügliches Bild von der Art und Weise, wie der Buren ein Gefecht vorbereitet, erhalten.

Wir hatten gesehen, was die natürliche Veranlagung des Menschen wert ist und hatten wieder einmal die alte Tatsache erfahren, dass im Ernstfalle Alles viel besser „klappt“ als im Frieden auf dem Exerzierplatz.

Bei Morgengrauen verliessen wir die Stellung und ritten zum alten Lager zurück, wo ein rasch gebrauter Trunk Kaffee die von der kalten Nachtluft steifgefrorenen Glieder erwärmte. So war also für diesmal das interessante Manöver noch friedlich abgelaufen und im Innersten etwas enttäuscht, besprachen wir, was hätte kommen können. Vier Tage später um dieselbe Zeit aber ritten wir wieder zum Gefecht, und als der Abend herniedersank, da fehlten aus unserm jetzt so heiteren Kreise zwei gute Kameraden und uns klangen noch die drei Salven nach, die wir den gefallenen Brüdern zur Ehre mit scharfen Patronen über den Hügel hinweg zum Feinde hinübergeschickt hatten.





Bei der Front.

Die Verhältnisse im Oranje-Freistaat lagen jetzt günstiger, als wir es anfangs geglaubt hatten. Die Engländer waren an zwei Punkten festgehalten, und die Hauptmacht, die noch bei Bloemfontein stand, konnte in Folge dessen vor der Hand Nichts unternehmen. Die eine englische Colonne, unter Führung von Brabant wurde bei Dewetsdorp im Südosten des Oranje-Freistaates durch General de Wet im Schach gehalten und war in eine sehr missliche Lage gebracht, nachdem de Wet vorher durch den kühnen Streich bei Sanaspost, welcher durch die Wegnahme von 91 Wagen mit Proviant und zwei Geschützen gekrönt wurde, den Engländern eine sehr demoralisierende Niederlage beigebracht hatte. Der Verlauf des Gefechtes bei Sanaspost verdient wohl näher erörtert zu werden, denn hier traten die unglaublichen Ansichten zu Tage, welche damals unter den englischen Führern über die moderne Kriegstechnik herrschten. Zwar lag ich selbst noch krank im Hospital von Cronstadt, als de Wet seinen Sieg von Sanaspost errang, doch ein Augenzeuge, der amerikanische Militär-Attaché Capitän Reichmann, erzählte uns einige Tage später Folgendes:

De Wet hatte von dem Anmarsch einer stärkeren englischen Colonne mit Proviant und Artillerie Kenntnis erhalten und postierte sein Commando in ein tiefes, in Folge der trockenen Jahreszeit aber leeres Flussbett, welches von der Anmarschstrasse der feindlichen Colonne durchschnitten wurde. Er hatte strengsten Befehl gegeben sich nicht zu zeigen und nicht eher zu schießen, als bis er selbst den

ersten Schuss abgeben hatte. Am Horizont wird das englische Commando sichtbar. Eine lange Reihe von Wagen ohne jede Bedeckung oder gar Avantgarde nähert sich in ruhigem Tempo und fährt direkt auf die Stellung der Buren los. Der erste Wagen erreicht die Senkung, in der der Weg das Flussbett durchschneidet. Plötzlich starren dem biederen Wagenlenker wohl ein Dutzend Gewehrmündungen entgegen und eine scharfe Stimme, es ist die des Generals de Wet, ruft ihm zu: „Come on!“ Was soll der Aermste machen? Er weiss, dass die Besitzer der Gewehrmündungen, die ihm entgegensehen, vorzügliche Schützen sind und fügt sich in das Unvermeidliche. Der zweite Wagen folgt und erleidet das gleiche Schicksal und so rollt Wagen auf Wagen heran und fährt, als ob Nichts geschehen sei, hindurch durch die Reihen der hohnlachenden Buren, um jenseits des Flussbettes, hinter einer kleinen Erhebung von anderen Buren in Empfang genommen zu werden. So fahren sage und schreibe 91 Wagen, ohne dass auch nur das Geringste vom Feinde geargwöhnt wird, mitten in die Buren hinein. Doch es kommt noch besser. Die lange Wagenreihe hat ihr Ende erreicht und es nähert sich englische Artillerie. Das erste Geschütz verschwindet im Flussbett, es folgt das zweite, doch jetzt scheinen die Engländer endlich zu merken, dass vorne irgend Etwas nicht in Ordnung ist. Ein Cavallerie-Regiment kommt neben der Fahrstrasse angaloppiert, der Führer etwa fünfzig Schritte voraus. Jetzt giebt de Wet seinen Leuten ein Zeichen. Die Gewehre werden fester gefasst und Jeder macht sich bereit um augenblicklich die Deckung zu verlassen und zu schiessen. Bis auf Rufweite ist der englische Reiterführer herangekommen, da erhebt sich wie der Blitz General de Wet, und die Büchse im Anschlag, ruft er dem Reiter das bekannte „Hands up!“ zu. Im Nu erkennt der englische Offizier die Situation und reisst sein Pferd herum, um sein Regiment zurückzuwinken. Doch es ist zu spät. Ein Knall aus dem Mauser des General de Wet und der englische Führer sinkt vom Pferde. Wie aus dem Boden gezaubert erheben sich überall die Gewehre der Buren über

den Rand des Flussbettes und ein rasendes Schnellfeuer reisst die in haltloser Flucht davonestürmenden Reiter reihenweise nieder. — Das ganze burische Süd-Afrika jubelte über diesen neuen Streich des schwarzen Christian, dieser selbst aber, nachdem er sein Werk vollendet, nahm nur seinen Hut ab, faltete die Hände und sprach die schlichten Worte: „Laat ons den Heere danken!“

Eine andere englische Colonne hatte sich auf dem Tafelkop bei Brandfort stark verschanzt und wurde durch General Delarey und die ihm unterstellten Commandos von General Kolbe, Smuts (Ermelo), Philipp Botha und verschiedene Ausländer-Commandos an weiteren Unternehmungen gehindert. Dazu kam, dass die englischen Colonnen fortwährend durch Plänkeleien namentlich des Nachts beunruhigt wurden. Hierbei zeichnete sich vor Allen Commandant Theron mit seinem Kundschafter-Corps aus und selten verging eine Nacht, in der nicht eine Patrouille seiner tapferen und verwegenen Reiter mit einigen erbeuteten Pferden heim kam. Jetzt glaubten wir, dass auch für unser Commando die Zeit gekommen sei, in Aktion zu treten. Commandant von Schierstädt, der gerade damals aus Kronstadt bei uns eintraf, ritt zum General Delarey und machte ihm in preussisch militärischer Weise Meldung von unserem Commando. Delarey stand gerade mit einigen anderen Burenführern und sah erstaunt auf den in stramm militärischer Haltung auf ihn zu galloppierenden Commandanten. Ruhig hörte er die Meldung an und ein adlerscharfer Blick aus seinen schwarzen Augen streifte den vor ihm haltenden Reiter. Dann wandte er sich an seinen Sekretär und sprach die stoischen Worte: „Wat zegt die Kerel?“ Ich gestehe, dass wir einigermaßen verblüfft waren über den Empfang von Seiten des Generals, jedoch lernten wir bald die einfache Art und Weise, mit der der Bur sich giebt, besser kennen. Das Wort „Kerel“ hat dort keineswegs die wegwerfende Bedeutung unseres deutschen „Kerl“ und ist ein Ausdruck, der häufig angewandt wird. So begrüßten kurz darauf ein paar Buren den General mit den einfachen Worten: „Dag, General!“ und Delarey

schüttelte Jedem die biedere Rechte mit der Antwort: „Dag, Kerels!“ Nachdem der Sekretär des Generals Delarey, Herr Fischer, ihm den Inhalt der Meldung unseres Commandanten verdolmetscht hatte, dankte er in freundlicher Weise und bedeutete uns, dass wir zu seiner persönlichen Verfügung stehen sollten und wies uns an bei seiner Artillerie zu kampieren. Am nächsten Tage kam er selbst zu unserem Zelt und liess sich auf das Genaueste die Art der versteckten Unterbrechungen, welche wir zu legen beabsichtigten, erklären. Mit der Anweisung, dass er uns weitere Befehle zukommen lassen würde, verliess er uns mit einem freundlichen „Morgen, Kerels!“

Einige Tage später erhielt unser Commandant den Befehl, an einer bestimmten Stelle der Bahnlinie Brandfort-Bloemfontein eine Dynamit-Sprengung zu legen. Der bezeichnete Punkt lag ziemlich nahe an der englischen Stellung, aber diessseits derselben, und so entsprach die Ausführung eigentlich nicht dem Zwecke unseres Commandos. Wir führten jedoch selbstverständlich den Befehl des Generals aus und erreichten in rabenschwarzer Nacht bei strömendem Regen den bezeichneten Platz. Trotz unmittelbarer Nähe der englischen Wachen gelang es uns unsern Auftrag auszuführen, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Am andern Tage erschien der General wiederum und erkundigte sich nach dem Ergebnis des gestrigen Abends. Der Commandant bat ihn, da er selbst und wir alle des Landes völlig unkundig waren, um Gestellung von einigen geeigneten Führern, die uns hinter die englischen Linien geleiten sollten, denn nur so könnten wir dem eigentlichen Zwecke unseres Spezial-Commandos gerecht werden. Wohl sah Delarey die von Schierstädt angeführten Gründe ein, doch bedauerte er, uns keine Führer stellen zu können. Er meinte, unser Vorhaben sei zu gewagt und führte als warnendes Beispiel das Schicksal des tapferen französischen Obersten Villebois-Mareuil an, der wenige Tage vorher bei einer Erkundung in einen Hinterhalt gefallen und erschossen worden war. Es schien, als ob das tragische Schicksal des tapfern Franzosen die Buren-

Generale von allen weiteren Unternehmungen dieser Art abgeschreckt hatte und Delarey schloss seine Auseinandersetzungen mit der bitteren Bemerkung, dass es überall von Spionen wimmele und daher äusserste Vorsicht geboten sei.

So blieb uns vor der Hand Nichts weiter übrig als unsern Thatendrang durch Patrouillenreiten zu bethätigen. Wir schlossen uns häufig den Theron'schen Leuten an und so gab es manche Abwechslung. Vor Allem wurde das Wegnehmen von englischen Pferden geradezu als Sport betrieben und es war in der That verblüffend wie leicht die Engländer uns die Ausübung dieses Sportes machten. Die englischen Pferde wurden des Nachts so mangelhaft bewacht, dass es nicht einmal eines grossen Muthes bedurfte um sich heranzuschleichen und nicht etwa das nächste, nein, das beste Pferd unter den nächststehenden wegzunehmen.

Ja, der Sicherheitsdienst! Gar mancher deutsche Offizier würde wohl den Kopf geschüttelt haben wenn er die Massnahmen gesehen hätte, welche die Engländer sowohl wie die Buren zu ihrer Sicherung getroffen hatten. Zum Glück verstand man auf beiden Seiten herzlich Wenig von einem geregelten Feldwachtdienst, so dass sich hieraus die nach unsern militärischen Begriffen oft unglaublich klingenden Ueberraschungen und Ueberfälle, welche auf beiden Seiten ausgeführt wurden, ergaben. Ein ganz sonderbarer Vorfall ereignete sich kurz vor Ostern 1900 in der Stellung der Buren bei Brandfort, der, wenn es nicht so bitterer Ernst gewesen wäre, wohl als ein gut gelungener Scherz gelten könnte. Vom Tafelkop kam nämlich ein englischer Parlamentär, um mit dem Burenkommandanten wegen eines Verwundeten zu unterhandeln. Er kam vollkommen unangefochten am hellen, lichten Mittag bis hinein in das Dorf Brandfort und fragte völlig rathlos einen des Weges kommenden Einwohner, wo denn eigentlich der General sei, er wäre überall herumgeritten und hätte Niemand finden können. General Delarey war ausser sich, als er von dem Geschehenen hörte, und traf sofort Anordnungen, die einer Wiederholung eines solchen Falles vorbeugen sollten. Bei Freund und

Feind aber gab das Vorkommniss viel Stoff zur Erheiterung. Der Sicherheitsdienst bei den Buren bestand im Aussetzen von sogenannten Brandwachen, unseren Feldwachen entsprechend. Diese suchten sich einen Punkt, von dem sie gute Uebersicht hatten, setzten einige Leute mit dem Fernglas ein paar Schritte voraus und damit war der Pflicht Genüge geleistet. Einen geregelten Patrouillendienst nach unserem Sinne gab es nicht; wohl waren fast ständig Patrouillen unterwegs, jedoch existierte hierin gar keine Organisation. Bei den Engländern mochte der Feldwachtdienst vielleicht besser gewesen sein, jedoch liessen der Patrouillendienst und der Sicherungsdienst auf dem Marsch um so mehr zu wünschen übrig.

Unterdessen hatte unser Commandant den Befehl erhalten sich nach Wynburg zu begeben, um daselbst noch einige für unser Commando bestimmte Pferde in Empfang zu nehmen. So ritten wir denn nach dem etwa 60 engl. Meilen entfernten, hübsch gelegenen Städtchen und wurden von den meist aus Deutschen bestehenden Einwohnern sehr freundlich aufgenommen. Nachdem wir am andern Morgen die Pferde erhalten hatten, hörten wir von einem österreichischen Freiwilligen, der in das Hospital zu Wynburg gebracht worden war, dass es bei Dewetsdorp sehr schlecht stehe, und dass General de Wet und seine Leute unter den grössten Strapazen und Gefahren nur mit äusserster Mühe sich halten könnten. Der Commandant schickte mich sofort nach Brandfort zurück, um von dem Gehörten Bericht zu erstatten und kam selbst dann nach Regelung der dienstlichen Angelegenheiten nach. Auch bei General Delarey waren unterdess von dem schlechten Stand der Dinge bei de Wet Nachrichten eingetroffen, und da die Engländer vom Tafelkop in der Richtung auf Boshof abmarschiert waren, brach das ganze Burencommando auf, um wenn möglich noch de Wet Hülfe zu bringen. General de Wet indessen hatte sich nicht länger mehr halten können und war gegen Taba-'Nchu nach Nordosten zurückgegangen. Die englische Colonne unter Brabant war somit frei. —

So standen die Dinge, als wir am 16. April 1900 nachdem wir etwa halbwegs Taba-'Nchu gekommen waren, uns anschickten den Marsch fortzusetzen. Kein Mensch ahnte, dass es an diesem Tage zum Gefecht kommen würde und Commandant v. Schierstädt war bereits früh am Morgen mit drei Kameraden, Goesch, Jankowsky und Reinard abgeritten, um die Stellung des General de Wet zu ermitteln. Reinard war einige Tage vorher vom Theron'schen Corps zu uns gekommen und diente uns als Führer. Seit sieben Jahren im Freistaat als Beamter thätig, kannte er jeden Weg und Steg und war wegen seines geraden und zielbewussten Wesens ein von uns allen hochgeschätzter Kamerad. Leider sollten wir ihn nur zu bald verlieren. Der Commandant hatte mir für die Dauer seiner Abwesenheit den Befehl übertragen und so sassen wir Uebrigen missmuthig beim Wagen und sehnten den Augenblick herbei, wo auch wir Gelegenheit finden würden uns mit dem Feinde zu messen. Wenn irgend eine Patrouille zu reiten war, so gab es stets zunächst eine erregte Debatte, wer zurückbleiben sollte. Ein jeder wollte durchaus mit, aber schliesslich, Ordnung musste sein, damit im Falle eines Gefechtes noch Leute zur Verfügung standen. Es war Mittagszeit, und die Sonne brannte erbarmungslos vom wolkenlosen Himmel hernieder. Ich sass auf der Wagendeichsel, rauchte meine Pfeife und träumte über die endlose, flimmernde Grasfläche dahin. Plötzlich stösst mich Rabehl in die Seite, zeigt mit der Hand auf die vor uns liegende Hügelreihe und sagt: „Das war ein Kanonenschuss!“ Ich hatte Nichts gehört und strengte nun meine Sinne an um zu lauschen. Kein Laut ist hörbar ausser dem Zirpen der Grillen in dem hohen Gras. — Doch — da, ein dumpfer, deutlich vernehmbarer Knall tönt herüber. — „Opzadeln“, so tönt eine mächtige Stimme über das Lager und im Nu wird es lebendig. Jetzt hatten wir, was wir wollten. Mein braver Kaffer Sam kommt im Galopp mit meinem Pferde heran, ohne Sattel und Zaum hat er sich draufgeschwungen und regiert das junge ungeberdige Tier, dass es eine Freude ist. Der biedere Jourzik, seiner Heimath nach ein

Bosnier, der aber sonst fast die ganze Welt bereits bereist hat, hat bei den letzten anstrengenden Märschen das Missgeschick gehabt, sich dermassen durchzureiten, dass es ihm für die nächsten Tage unmöglich ist, zu Pferde zu sitzen. So erbietet er sich denn mit saurer Miene freiwillig, beim Wagen zurückzubleiben, indes wir andern schleunigst unsere Pferde satteln. Jourzik läuft mit dem Notizbuch von einem zum andern und schreibt unsere heimathlichen Adressen auf. Auf unsere lachende Frage, ob er sich ein Adressbuch anlegen wolle, antwortet er mit sorgenvollem Gesicht, dass man nie wissen könne, was die nächste Zukunft bringt. In seinem drolligen, gebrochenen Deutsch wünscht er uns Glück auf den Weg und fort geht es wie die wilde Jagd dem immer deutlicher herüberschallenden Geschützdonner entgegen. Es ist etwas Herrliches solch ein Ritt auf pfeilschnellem Pferde, hinweg über Stock und Stein, hinein in die Schlacht, deren eherner Mund mit donnernder Stimme weit hin über Berg und Thal der Welt Kunde giebt von dem gewaltigen Schauspiel, das soeben begonnen hat. Noch ahnt der Mensch Nichts von den Schrecken des männermordenden Kampfes, dem er entgegenfliegt. Jeder Nerv ist gespannt und fester umklammert die Rechte das Gewehr. Vorwärts, nur vorwärts ist die Losung. In gestrecktem Galopp jagen unsere Pferde dahin. Da, plötzlich hoch über jenem Höhenrücken in der Luft eine weisse Wolke und kurz darauf ein leichter Knall. Es ist der erste Gruss vom Feinde, ein englisches Shrapnel, und Rabehl, der neben mir reitet, schwenkt übermüthig seinen Hut. Rechts von uns kommt ein grösseres Commando in scharfer Gangart heran, es ist Hauptmann Lorenz mit seinen Deutschen, der ebenfalls der vor uns liegenden Stellung entgegenieht. Ich blicke mich um und überall sehe ich grössere und kleinere Reitertrupps vorwärts jagen. Wir lassen unsere Pferde etwas verschnaufen, denn gleich sind wir am Fuss der Stellung angelangt. An mir vorbei jagt der lange Baron Luzinsky vom österreichisch-ungarischen Corps und von links nähert sich ein geschlossener Trupp, an dessen rechtem Flügel

eine blutrothe Standarte flattert; es ist ein französisches Freicorps. Jetzt sind wir am Fusse der Stellung. Man springt aus dem Sattel, nimmt die Zügel herunter und lässt die Pferde stehen, wo sie sind. Ueber uns liegt die Spitze des Tuba-Kop, dessen Höhe wir besetzen wollen. Der Berg ist steil und felsig und nur mühsam klimmen wir empor. Das Geschützfeuer ist schon lebhafter geworden und hier und da tönt auch schon das eigentümliche Knattern der Maxim-Geschütze, von den Engländern Pom-Pom genannt, herüber. Gerade erreichen wir die Höhe, da stehen uns plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen die Engländer gegenüber; es ist eine stärkere Patrouille, die ohne von unserem Herannahen zu wissen, gleichzeitig mit uns von der andern Seite die Höhe erstiegen hat. — Das Erstaunen ist grösser, als der Schreck, doch irgend Jemand aus unsern Reihen thut das einzig Richtige, was hier zu thun ist. Mit schallender Stimme ruft er den verdutzt dastehenden Engländern das bekannte „Hands up“ entgegen und im Umsehen fallen die Gewehre und 14 Paar Arme strecken sich in die Luft. Nur der führende englische Offizier zieht den Revolver und schießt, ohne jedoch zu treffen, um gleichzeitig von einer Kugel in die Kinnlade getroffen zu Boden zu sinken.

Der ganze Vorgang hatte sich in so unglaublich kurzer Zeit abgespielt, dass wir erst recht zu Besinnung kamen, als bereits Alles vorüber war. Die Gefangenen wurden zurückgeschickt und in fröhlichster Stimmung besetzten wir die Stellung. Doch nicht lange sollten wir unbehelligt bleiben, denn kaum hatte der letzte Mann die Höhe erreicht, als es auch schon begann in allen Tonarten zu pfeifen und zu zischen und ehe wir uns versahen, war ein heftiges Gefecht auf allen Seiten im Gange. Unsere Artillerie war links von uns aufgefahren und Schuss auf Schuss sauste mit geradezu fabelhafter Sicherheit zu den Engländern hinüber. Trotz des heftigen Gewehrfeuers konnten wir doch die Wirkung unserer Shrapnels gut beobachten, welche einst sammt den Geschützen bei Stormberg den Engländern abgenommen

worden waren. Die Artillerie der beiden Burenrepubliken hat sich während des ganzen Feldzuges stets als eine Elite-truppe bewiesen! Da gab es kein Verzagen, da wurde ausgehalten bis der letzte Schuss aus dem Rohre heraus war, und wo ein solches Geschoss traf, da hatten die Engländer wahrlich Nichts zu lachen.

Auch wir wurden jetzt recht heftig beschossen und das anfangs melodisch pfeifende Geräusch der über uns hinfliegenden Geschosse war einem scharfen Zischen gewichen, das hier und da durch einen hell klingenden Schlag unterbrochen wurde, wenn ein feindliches Geschoss gegen die zu unserer Deckung dienenden Steine anprallte. Bald kamen auch die ersten Grüsse der feindlichen Artillerie herüber und das Sausen und Krepieren der englischen Shrapnels mischte sich mit dem Rollen des Gewehrfeuers zu einem derartigen Höllenspektakel, dass man kaum mit dem Nebenmanne noch ein Wort wechseln konnte. Die feindlichen Shrapnels thaten jedoch recht wenig Schaden. Zwar schossen die Engländer nicht schlecht, doch krepieren die Geschosse in einer Höhe von mindestens 100 Fuss über unseren Köpfen, so dass die niedergehenden Sprengstücke und Kugeln gleich Kieselsteinen herunterprasselten, aber niemals ernstliche Verwundungen hervorriefen. Die englischen Infanterielinien setzten mehrmals den Angriff auf unsere Stellung an, mussten aber stets wieder dem verheerenden Feuer der Ausländerkorps weichen. Auch in unserer linken Flanke war das Gefecht scharf im Gange und auf den umliegenden Höhen sah man die Spiegel der Heliographen in der hellen Nachmittagssonne aufblitzen. Allmählig liess das Feuer nach und es schien, als ob die Engländer für heute den Versuch aufgaben uns aus unseren Stellungen zu vertreiben. War somit der Tag für uns entschieden, so hatte er doch auch seine Opfer gefordert. In unserer Stellung waren Zwei gefallen. Leutnant von Lockstedt vom Commando Lorenz verlässt ärgerlich schimpfend die Stellung und hält sich den linken Arm, denn in der Schulter sitzt das englische Geschoss. Der kleine Baumgart folgt

kurz darauf, auch ihn hat das Schicksal erreicht und ein feiner Blutstreifen sickert von seinem Arm herab. Commandant Maximoff vom russischen Corps hat einen Streifschuss am Kopf erhalten und versucht vergeblich mit seinem Taschentuch das rinnende Blut zu stillen. Noch eine Reihe anderer, jedoch meist leichter Verwundungen waren vorgekommen, sodass die Zahl der Verluste im Allgemeinen noch als gering zu bezeichnen war.

Bei uns hatte das Feuern allmählig ganz aufgehört und wir wollten gerade fortreiten, als wir auf Commandant von Schierstädt stiessen, der noch die kurze Spanne des Tageslichtes benutzen wollte, um nach der rechten Flanke hin das Gelände aufzuklären. Wir kamen bei einer Art Sattel, einer ziemlich tiefen Einsenkung zwischen zwei Kopjes, noch gerade recht, um eine feindliche Cavallerie-Abtheilung, welche anscheinend diese Stelle benutzen wollte um unsere rechte Flanke zu umgehen, zurückzuschliessen. Die englischen Reiter zogen schleunigst ab, jedoch nicht ohne zwei Mann und drei Pferde auf dem Platze gelassen zu haben. Wir blieben noch längere Zeit beobachtend liegen und entdeckten in einer Entfernung von ca. 6000 m eine grössere feindliche Truppe, die, nach dem aufsteigenden Rauche zu urtheilen, mit Abkochen beschäftigt war und an dem Gefechte nicht theilgenommen zu haben schien. Die Dunkelheit begann nunmehr rasch zu fallen, und wir ritten zum Lager zurück, welches noch auf demselben Platze stand wie am Vormittag. Unser Erstes war natürlich von dem Gesehenen Meldung zu erstatten, damit der schwache Punkt in unserer rechten Flanke noch zu rechter Zeit besetzt werden konnte. Der General Philipp Botha (ein Verwandter des Comdt.-General Louis Botha) war bereits zur Ruhe gegangen und liess uns durch seinen Sekretär sagen, dass er jetzt nicht mehr behelligt werden wollte. In Anbetracht der Wichtigkeit, die wir unserer Meldung beimassen, befremdete uns diese Abfertigung begreiflicherweise sehr, aber schliesslich hatten wir die Hoffnung, dass die Burenführer selbst Alles thun würden um den Erfolg des abgelaufenen Tages nicht durch eine Nachlässigkeit preiszugeben.

Erst spät erreichten wir unsern Lagerplatz, wo noch die Erfüllung einer traurigen Pflicht unser harrte; galt es doch noch den beiden gefallenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Schweigend umstanden wir das einsame Grab und gar Mancher, der schon lange verlernt hatte die Hände zum Gebete zu falten, hier fügte er unbewusst die Hände zusammen und der Blick schweifte hinan zum sternfunkelnden Nachthimmel in stummem Gebet. Drei Salven noch sandten wir über das Grab, deren Echo von den Bergen donnernd wiedertönte, dann gingen wir still zu unsern Zelten zurück. Ein Jeder hing seinen Gedanken nach, die wohl meist bei den Lieben daheim in der fernen Heimath weilen mochten. Bald aber lag Alles in festem Schlummer und die Natur forderte nach den Anstrengungen des heissen Tages ihr Recht.





Traurige Enttäuschungen.

Am nächsten Morgen bereits um 8 Uhr begann das Gefecht von Neuem und mit frischem Mute ritten wir ab, um die nur etwa dreiviertel Stunden entfernte Stellung zu besetzen. Mit traurigen Mienen standen unsere Artilleristen und sahen uns nach und auf unsere Frage an den Führer, ob er nicht mitkäme, wies er nur wehmütig auf seine Geschütze und zuckte die Achseln. Bei dem heftigen Artilleriefeuer am Tage vorher war die aus drei erbeuteten englischen Feld-Geschützen und einem ebenfalls erbeuteten Maxim-Geschütz bestehende Batterie unbrauchbar geworden. Die Zündungen der alten englischen Feldgeschütze waren ausgebrannt und keine Ersatztheile mehr vorhanden, während das Maxim-Geschütz unglücklicherweise einen Treffer genau in die Mündung erhalten hatte, der eine grössere Reparatur benötigte. Das war ein böses Zeichen und ein aufmerksamer Beobachter konnte bemerken, dass das Fehlen unserer Artillerie einen sichtlich niederdrückenden Eindruck auf die Buren machte. Sie wussten wohl, welchen Werth ihre Artillerie repräsentierte und fühlten sich ohne die Geschütze unsicher. Ueberall hörte man die Frage: „Waar blijv' ons Kanonen?“ Wir ritten diesmal der nächstgelegenen Stellung zu, die von einem Buren-Commando besetzt war und von wo das Gewehrfeuer bereits lebhaft herüber tönte. In der Nähe der Stellung piffen auch schon einige Kugeln über uns hin und die Buren jagten in schärfster Gangart über die gefährdete Stelle hinweg um in das Deckungsbereich der vorliegenden Kopjes zu gelangen. Hier begingen wir eine grosse Unvorsichtigkeit, die sich für mich bitter rächen

sollte. Indem wir den Buren zeigen wollten, dass die paar hoch über uns hinfliegenden Kugeln uns keine Furcht einflössten, liessen wir unsere Pferde in ruhigem Tempo dahintraben und scherzten, wenn einer oder der andere einem dahinpfeifenden Geschoss durch unwillkürliches Beugen des Kopfes seine Reverenz bewies. Plötzlich ein dumpfer Schlag dicht vor mir, mein Pferd bäumte sich hoch auf um gleichzeitig hintenüber zu schlagen. Ich hatte noch Geistesgegenwart genug um sofort die Füsse aus den Bügeln zu reissen und kam somit neben dem Pferde zu liegen ohne mich zu verletzen. Mein armes Pferd aber zuckte noch ein paar Mal und lag dann still; eine englische Kugel hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Nun war guter Rat teuer. Zurückzureiten und ein anderes Pferd zu holen hatte natürlich keiner die Lust, zumal die Stellung nunmehr dicht vor uns lag und das Gefecht auf allen Seiten begonnen hatte. Wir nahmen also Sattel und Zaum ab und versteckten beides um es nach Beendigung des Gefechtes, dessen glücklicher Ausgang für uns ausser allem Zweifel lag, von dort mitzunehmen. Am Fusse der Stellung angekommen, erklimmen wir die Höhe und ärgerten uns, dass ein grosser Theil der Buren unten bei den Pferden sass und die Pfeife rauchte, anstatt heraufzugehen und das Feuer aufzunehmen. Auf unsere Frage, worauf sie denn warteten, erklärten sie achselzuckend: „Ons wach' op die Kanonen!“ Missmutig kamen wir oben an und suchten uns eine geeignete Deckung. Die Entfernung bis zum Feinde betrug noch etwa 1200 m, trotzdem aber war das Feuer schon recht lebhaft. Die Engländer schossen nicht schlecht, denn ihre Kugeln piffen dicht über uns hin und schlugen mit einem dumpfen Knall gegen die Steine an. Wahrscheinlich hatte ich mich einmal nach diesem eigentümlichen Geräusch umgedreht, als mein Nebenmann, ein alter Bur mit fast weissem Haar zu mir sagte: „Hulle schiet' van-dag met Dum-Dum!“ Diese Entdeckung war nicht gerade sehr erfreulich, aber schliesslich half der fatalistische Gedanke, der sich in dem alten Soldatenliedchen „eine jede Kugel trifft ja nicht“ ausdrückt, über das unangenehme

Gefühl hinweg. Trotz dem Ernst der Situation wirkte der Anblick meines alten Nebenmannes erheiternd. Das war noch einer von der alten Sorte; die kurze Pfeife im Munde und ein Stück gedörktes Fleisch, sogenanntes Bilton in der linken Hand, biss er einmal davon ein Stück ab, blies eine mächtige Tabakswolke in den Wind, um dann in grösster Seelenruhe einen wohlgezielten Schuss abzugeben.

So lagen wir etwa zwei Stunden und das Feuer der englischen Artillerie hatte bereits eine derartige Heftigkeit erreicht, dass wir kaum noch imstande waren einzelne Schüsse zu unterscheiden. Auf einmal sahen wir, wie namentlich aus unserer Stellung die Buren begannen davonzureiten, erst einzelne, dann in Gruppen und schliesslich scharenweise. Der Anblick der Flüchtenden erregte in unseren Reihen grosse Erbitterung, denn noch war kein Grund dazu die schöne Stellung aufzugeben. Nur noch Wenige waren wir oben in der Feuerlinie, da kam ein Bur, anscheinend ein Veldkornet, und rief auch uns zurück. Auf unsere Frage, warum wir denn zurücksollten, erklärte er, dass General French mit seinen Lanzers unsere rechte Flanke umgangen habe und uns in den Rücken zu fallen drohe. — Das war also das Resultat unserer Anstrengungen am Tage vorher! Unsere rechtzeitige Meldung von der schlecht geschützten rechten Flanke war in den Wind geschlagen worden; so weit man zurücksehen konnte, ritten die Buren in eiligster Gangart davon und nur noch wenige Tapfere hielten die Stellungen. Jetzt erst dachte ich daran, dass ich ja kein Pferd mehr hatte und der Leser kann sich denken, mit welchen Gefühlen wir uns bequemen mussten den Rückzug anzutreten aus einer Stellung, die bei einiger Umsicht der Führer und etwas mehr Beherztheit der Leute uneinnehmbar gewesen wäre. Zum Glück fand ich noch einen deutschen Freiwilligen, der so wie ich, ohne Pferd war. Unter einem Hagel von Kugeln und Shrapnels ging es rückwärts; das Sausen und Krepieren der letzteren übertönte das Pfeifen der Gewehrkugeln und überall prasselte es auf den Felsboden hernieder. In dieser Situation kam ein solches Ge-

fühl der Gleichgültigkeit über uns, dass wir uns keineswegs beeilten den Reitern, die schon weit voraus waren, zu folgen. Wir hatten uns selbst aufgegeben und Niemand dachte noch, dass wir jemals glücklich herauskommen sollten. Aber siehe da, das feindliche Feuer liess nach und wir athmeten etwas auf; nun noch über diese Höhe, dann waren wir in Deckung und vielleicht auch gerettet. Doch wir frohlockten zu früh, denn kaum waren wir ein paar Schritte weitergegangen, da kam noch ein verspätetes Shrapnel herangesaust. Ueber uns ein ohrenbetäubender Krach und ich empfand einen Schlag gegen das linke Bein, der von einem stechenden Schmerz begleitet war. Eine Shrapnelkugel hatte zuguterletzt noch meinen linken Unterschenkel getroffen, war aber durch den Schaft des Reitstiefels so abgeschwächt worden, dass sie nur wenig in das Fleisch eingedrungen war. Rasch war ein flüchtiger Verband angelegt um das Bluten zu verhindern, und da die Schmerzen nur gering waren, konnte ich den Marsch sogleich fortsetzen. Wir hatten die letzte Höhe überschritten und waren nunmehr völlig gedeckt. In der Ferne sahen wir die letzten Staubwolken der abziehenden Kolonnen und wussten somit die Richtung, in der wir zu gehen hatten. Unser Lager war bereits zu Beginn des Gefechts zurückgezogen worden. Nach einem siebenstündigen Fussmarsch endlich trafen wir totmüde bei den Unsrigen ein, von den Kameraden mit Jubel hegrüsst, die uns längst tot oder in den Händen der Engländer geglaubt hatten. Trotz der Freude des Wiedersehens aber war die Stimmung recht gedrückt. Ein Jeder von uns konnte sagen, dass er seine Pflicht gethan hatte und trotzdem hatten wir einem Gegner weichen müssen, dessen soldatische Fähigkeiten wir verachteten. Die Begeisterung, mit der wir für die Sache der Buren in's Feld gezogen waren, kühlte sich bedenklich ab; dass wir damals unsere Pflicht auch noch weiter erfüllten, geschah aus warmem Mitgefühl für die Oranje-Freistaat-Buren, die sich als treue Bundesgenossen unter De Wet tapfer hielten, jetzt aber von den Transvaalern im Stich gelassen wurden. Vor Allem war es Präsident Steijn, den wir aufrichtig verehrten und der

stets da zu finden war, wo es eines energischen Eingreifens und eines ermunternden Wortes bedurfte.

Nun begann der traurigste Abschnitt des Krieges. Es war, als ob durch die verschiedenen Misserfolge die Buren alle Hoffnung auf den Sieg ihrer gerechten Sache verloren hatten. Ein Theil der Burenkommandos zog sich nach Wynburg zurück, denen auch unser Corps sich anschloss. Etwa eine Reitstunde südwestlich von Wynburg durchzieht der kleine Vet-Fluss die Ebene des Oranje-Freistaates. Wie häufig bei den Flüssen Süd-Afrikas sind seine Ufer derartig steil und das Flussbett so tief, dass es nur an gewissen Furten von grösseren Truppen-Massen mit Artillerie und Cavallerie überschritten werden kann. Eine solche Furt befindet sich an der Stelle, wo die Strasse Wynburg-Bloemfontein, bezw. Wynburg-Brandfort den Flusslauf kreuzt. Aus dieser Richtung musste der Anmarsch des Feindes erfolgen und so ergab es sich von selbst, dass die Höhen am Vet-Fluss, von denen aus die soeben erwähnte Furt völlig beherrscht wurde, den nächsten Verteidigungsabschnitt bilden mussten. Unser Wagen stand in Wynburg und wir ritten am Nachmittag des 19. April vor, um die Stellung für den nächsten Tag zu erkunden. Der Anmarsch des Feindes war gemeldet und als wir die Stellung erreichten, sahen wir mit grosser Befriedigung, dass Alles geschehen war um dem Feinde den Uebergang über den Vet-Fluss am nächsten Morgen gründlich zu verleiden. Ein starkes Buren-Commando unter General Grobelaar mit einigen Maxim-Geschützen hatte die Höhen besetzt. So ritten wir beruhigt nach Wynburg zurück, damit wir unseren Pferden, die bei den anstrengenden Ritten der letzten Tage sehr abgefallen waren, ein wenig Ruhe und noch einige Extra-Rationen zukommen lassen konnten. Die vielen deutschen Einwohner Wynburgs bestürmten uns mit Fragen nach dem Stand der Dinge und in übermütiger Laune forderten wir einige Herren auf, doch am andern Morgen sich uns anzuschliessen und dem „Manöver“ beizuwohnen, da es sehr interessant zu werden verspräche. Lachend dankten die Herren für die „liebens-

würdige Einladung zum Manöver“, die sie aber leider aus „geschäftlichen Rücksichten“ ablehnen müssten und forderten nunmehr uns auf, ihnen für diesen Abend bei einem Glase Bier Gesellschaft zu leisten. Gern leisteten wir der freundlichen Aufforderung Folge und der Zeiger der Uhr wies schon eine ziemlich späte Stunde, als wir uns zur Ruhe legten. Es war ein echter, deutsch-fröhlicher Abend gewesen, den wir mit den Wynburgern verbracht hatten und eine ausgelassene Stimmung hatte sich unser Aller bemächtigt. Selbst der sonst ziemlich ernst angelegte Reinard thaute auf und beteiligte sich an den übermütigen Scherzen, die hinüber und herüber flogen. Mit etwas schweren Köpfen von dem seit Monaten nicht mehr gewöhnten Biergenuss am Abende vorher, bestiegen wir bei Tagesgrauen die Pferde. Als wir ausserhalb Wynburgs das freie Feld erreichten, hatte sich gerade die Sonne über den Horizont erhoben und ein frischer Morgenwind strich leise über die Ebene. Es versprach ein herrlicher Tag zu werden und in ruhigem Trabe liessen wir unsere Pferde auf der breiten Strasse dahinlaufen. Noch bedeckte feierliche Ruhe die erwachende Natur und Nichts liess erraten, dass eine Stunde später schon der Kampf entbrennen würde. Doch was ist das? Weit vor uns auf der Strasse nähert sich uns eine grosse Staubwolke. Wir gaben unseren Pferden die Sporen und sahen bald, dass ein starkes Burenkommando sich vom Vet-Fluss nach Wynburg zurückzog. Noch hatten wir keinen Schuss gehört. „Die Engelse kom' over die Vet-Rivier!“, so schallt uns die Antwort auf unsere Frage von den Buren herüber. „Ja, zum Henker, warum lasst ihr sie herüber?“ flucht Schierstädt und in schärfster Gangart geht es vorwärts. Ueberall sehen wir zurückweichende Commandos die Stellungen verlassen und als wir die Höhe vor der Furt erreichen, sehen wir nur noch General Grobelar mit etwa 100 Mann den Platz behaupten. „Hulle will nie staan“ sagt Grobelar und weisst missmutig auf die Flüchtenden. Unser Commandant bedeutet dem General nur noch wenigstens eine halbe Stunde die Position zu halten, er wolle mit uns vorreiten und überhaupt

erst einmal feststellen, wie weit der Feind vorgedrungen sei. In der Carrière geht es weiter, herum um ein kleines Kopje, welches die Aussicht zur Furt verdeckt. Doch da sehen wir die Bescheerung. In dicken Colonnen kommen die englischen Brigaden heran und keiner wehrt ihnen ihr ungehindertes Vorgehen, Artillerie ist nicht da und wir sind nur 5 Mann. Wir müssen zurück und grimmig wenden wir unsere Pferde. Keiner von uns spricht ein Wort und langsam reiten wir ab, den Mauser über die Schulter gehängt. Jetzt erreichen wir wieder die kleine Höhe, bei der wir vorhin die letzten Buren gesehen hatten. Ich blicke mich um und sehe, dass sich hinter einer etwa nur 120 Schritt weit entfernten Steinmauer Etwas bewegt. Ich achte nicht weiter darauf in dem Glauben, dass dort noch Buren seien. Doch da erhebt sich urplötzlich von der Mauer her ein rasendes Schnellfeuer und wie Blitz und Hagelwetter pfeift und zischt es uns um die Köpfe. „Auseinander!“ ruft Reinard, und von dem Pfeifen und klatschenden Aufschlagen der hageldicht um uns herfliegenden Geschosse rasend gemacht, jagen unsere Pferde in tollster Gangart dahin. Vor uns dehnt sich weithin die Ebene aus und keinerlei Deckung ist zu sehen. Da bäumt Reinards Pferd hoch auf — „Fort, fort“, so sind seine letzten Worte, dann greift seine Hand nach der Brust und er sinkt aus dem Sattel, indess sein Pferd in wilder Hast weiter stürmt. Schierstädt gelingt es trotz des tollen Rittes sein Pferd herumzureissen in der Absicht dem gefallenen Kameraden zu helfen, doch da ist menschliche Hülfe vergebens. Wir sind jetzt auf etwa 800 m vom Feinde abgekommen, aber noch immer zischt es uns um die Köpfe. Zum Unglück hatte die vor uns liegende Grasfläche angefangen zu brennen und die Pferde waren nicht zu bewegen durch die dicken Qualmwolken hindurchzulaufen. So ging unser Ritt längs der immer weiter fortschreitenden Brandlinie entlang und wir zeigten uns dem Feinde jetzt in unserer ganzen Breite. Wie auf Kommando verstärkt sich denn auch noch einmal das Feuer und wohl jeder von uns hatte in seinen Gedanken bereits mit diesem

Leben abgeschlossen. Doch eine höhere Hand musste sich wohl schützend über uns ausgestreckt haben und unversehrt erreichten wir auf schweisstriefenden Pferden Wynburg. Mit angsterfüllten Mienen standen unsere Freunde vom Abend vorher auf der Strasse und sahen uns einreiten. Sie mochten unseren Gesichtern ansehen, was passiert war und einer trat auf mich zu und fragte nur leise: „Wer ist es?“ Als ich ihm antwortete: „Reinard“, da nahm er schweigend seine Mütze vom Kopfe und ging still in sein Haus. Wir benachrichtigten sofort die Ambulanz von dem Geschehenen und ritten dann mit dem deutschen Commando Lorenz als die Letzten aus Wynburg heraus, als bereits die ersten englischen Truppen auf der andern Seite einrückten.

Der grosse Fehler, der den Buren namentlich im Anfange des Krieges zum Vorwurf gemacht wurde, nämlich der, dass sie die errungenen Vorteile nicht ausnutzten, wurde zu unserem Glück auch von den Engländern begangen. Sie drangen zunächst nicht weiter über Wynburg hinaus vor, so dass wir einen völlig geordneten Rückzug bewerkstelligen konnten. Nach dem furchtbaren Ritt am Morgen waren wir froh, unsere Pferde, die am Rande ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren, nicht noch mehr anstrengen zu müssen. Weiter und weiter ging der Rückzug, der sich längs der Bahnlinie nach Cronstadt vollzog. Präsident Steijn war eingetroffen und versuchte am Zand-Fluss die zurückweichenden Buren zum Stehen zu bringen. Tiefe, herzbewegende Worte waren es, die er an die Bürger richtete; in lebhaften Farben schilderte er ihnen die Zukunft, die ihrer harrte, wenn sie sich fernerhin nicht entschliessen könnten dem Feinde standzuhalten. Er mahnte an die Thaten der Väter im Kriege von 1881, aber Alles war umsonst, die Buren standen nicht mehr. Zwischen den Stationen Virginia und Ventersburg-Weg an der Bahnlinie nach Cronstadt gelang es den Burenführern die zurückweichenden Commandos zum Stehen zu bringen. Wider alles Erwarten liessen die Engländer zwei Tage vergehen, ehe sie von Neuem den Angriff fortsetzten. Inzwischen war Commandant-General Louis Botha aus Natal

bei der Front eingetroffen und versammelte die Bürger am Abend um sich, um sie an ihre Pflicht zu gemahnen. Auf einem Eisenbahnwagen stehend; sprach er mit weit schallender Stimme zu den Buren und es schien, als ob seine Worte nicht ohne Eindruck blieben. Er kannte die englische Taktik, die keineswegs in schneidiger Offensive bestand. „Wenn ihr nur stehen bleiben wolltet“, sagte er, „so wird der Sieg stets auf eurer Seite sein“. Am Schlusse seiner Rede sagte er: „Ihr wisst gar nicht, wie gut ihr es habt; denkt an das Los, das eurer harrt, wenn der Engländer euer Land nimmt, Ihr werdet schlechter behandelt werden als ein Kaffer und ihr werdet froh sein, wenn ihr als Wasserträger euer Leben fristen könnt. Denkt an eure Frauen und Kinder und thut eure Pflicht als Männer!“

Früh am Morgen ritten wir ab, um gegen Virginia hin zu erkunden. Virginia sei vom Feinde besetzt, so hiess es bei den Buren. Nun, das wollten wir eben feststellen. Etwa 800 m diesseits des Zand-Flusses, über welchen eine Eisenbahnbrücke führt, passierten wir die Vorposten der Buren. Wir erkundigten uns nach dem Stand der Dinge und sie rieten uns, nur ja recht vorsichtig zu sein, denn das Stationsgebäude, welches etwa 200 m jenseits des Flusses läge, sei in Händen des Feindes. Vorsichtig reiten wir weiter. Ungefährdet erreichen wir die Eisenbahnbrücke, die von Grund auf zerstört ist. Das Flussbett ist ausserordentlich tief, führt aber fast gar kein Wasser. Wir erklimmen das andere Ufer und dicht vor uns liegt Virginia, welches nur aus drei oder vier Gebäuden besteht. Kein lebendes Wesen ist zu sehen. Wir lassen die Pferde stehen und gehen weiter. Einige Hühner laufen gackernd vor uns her; wo die noch sind, da ist doch sicher noch kein Engländer gewesen, so dachten wir und unsere Annahme bestätigte sich als richtig. Weit und breit keine Spur vom Feinde. Doch, dort auf jener Höhe, etwa 1000 m entfernt, erscheinen einige Reiter. Durch das Fernglas erkennen wir, dass es Engländer sind, die ebenfalls uns zu beobachten scheinen; doch bald verschwinden sie wieder und so sehr wir auch

unsere Augen anstrengen, können wir doch beim besten Willen keinen Feind mehr entdecken. Sonderbar, in der That! Wir stehen hier vor einem militärischen Rätsel. Der Abschnitt, auf dem wir uns befinden, eignet sich vorzüglich zur Verteidigung, doch die Buren glauben ihn bereits in den Händen des Feindes. Gleichzeitig ist es aber auch eine brillante Stellung für einen Angriff, doch die Engländer scheinen nach dem überaus vorsichtigen Verhalten der soeben von uns beobachteten Patrouille zu urteilen, gleichfalls zu glauben, dass die Position von den Buren besetzt sei. Jetzt galt es, wer von den beiden Parteien rasch genug war um zuerst den Vorteil wahrzunehmen. Wir ritten so fort zurück und erstatteten Meldung von dem Gesehenen. General Louis Botha war nicht zu finden, vermutlich war er ebenfalls zur Erkundung vorgeritten; er hätte zweifellos seine Dispositionen geändert, wenn er gewusst hätte, dass Virginia vom Feinde frei sei. So nahm man unsere Meldung ziemlich gleichmütig auf und liess sich nicht weiter aus der Ruhe bringen. Indessen musste doch wohl Louis Botha erfahren haben, dass der Feind keineswegs so nahe sei, als man am Morgen glaubte, und bereits früh am nächsten Tage rückten die Commandos vor. Doch jetzt zeigte sich, was die moderne Technik im Kriege zu leisten vermag, wenn die anderen Kräfte versagen. Weit hinten am Horizont in der Richtung auf den Feind erhebt sich plötzlich ein Fesselballon, von dem aus die Engländer nunmehr mit Leichtigkeit feststellen konnten, was an den Tagen vorher ihren tapferen Patrouillen, die anscheinend ihren ganzen Stolz darin suchten, nur ja in recht respektabler Entfernung vom Feinde abzubleiben, nicht gelungen war auszukundschaften. Es entspann sich jetzt ein heftiger Artilleriekampf, der leider nur zu bald die Buren zwang von weiterem Vorgehen abzusehen. Angesichts der mehr als dreifachen Uebermacht war es für die Buren nunmehr unmöglich geworden, in dem flachen Terrain erfolgreichen Widerstand zu leisten. Namentlich liess das heftige Shrapnel- und Granatfeuer der Engländer darauf schliessen, dass der Feind über ganz be-

deutende Artilleriemassen verfügte, denen unsere paar Kanonen natürlich nicht gewachsen waren. So ging es also wieder zurück, doch so ganz leicht sollte den Engländern der Weitermarsch doch nicht gemacht werden. Eine Abteilung von Kitcheners Light Horse hatte wohl unsere rechte Flanke umgehen wollen, wurde aber von einer Burenabteilung noch rechtzeitig bemerkt, und es gelang den Buren ihnen den Rückweg zu verlegen. Inzwischen hatte man auch bei uns die feindliche Abteilung gesehen und sofort ging es im Gallopp bis zu einem kleinen Rande vorwärts, um den Feind mit einem wohlgezielten Feuer zu empfangen. Die Engländer hatten anscheinend keine Ahnung von unserer Stellung und kamen etwa bis auf 200 m heran. Jetzt erhielten sie von zwei Seiten Feuer und im Umsehen war von der etwa 30 Mann starken Abteilung fast die Hälfte tot oder verwundet. Die Uebrigen suchten Deckung hinter ein paar Kaffernhütten, die aber natürlich gegen die Kugeln unserer Mauser-Gewehre keinerlei Schutz boten. Noch einige Minuten setzten wir das Feuer auf die Hütten fort, dann erschien drüben ein weisses Tuch und der Kampf war zu Ende. Zwei Offiziere und 15 Mann gaben sich gefangen und wurden sofort zurückgeschickt. Wie aber sah es in der feindlichen Stellung aus! Zum ersten Male trat mir der furchtbare Ernst des Krieges greifbar vor Augen und wirkte wahrhaft erschütternd auf mich ein. Da lagen sie, die noch vor einer Viertelstunde im Bewusstsein ihrer Kraft die Büchse umspannt hielten. Wohl ein Dutzend Engländer lagen dicht neben einander so wie sie gerade gestanden hatten, als wir das Feuer eröffneten. Nur wenige von unseren ersten Schüssen konnten ihr Ziel verfehlt haben und nicht einer der vor mir Liegenden schien noch zu athmen. Doch da war keine Zeit um trübe Betrachtungen anzustellen, denn wir mussten auf der Hut sein, dass uns nicht das gleiche Schicksal ereilte. Der Krieg ist eben kein Kinderspiel und der, der ihn heraufbeschworen, wird dermaleinst all das Leid verantworten müssen, das durch ihn über die beteiligten Völker hereinbrach.

Inzwischen waren sämtliche Burenkommandos auf dem Rückzuge nach Cronstadt und nur eine kleine Abteilung hielt noch bei der Station Ventersburg-Weg. Mit furchtbarem Krachen flog eine Eisenbahn-Unterführung in die Luft und kurz darauf das grosse Wasserreservoir der Station. Wo die Buren einmal angefangen hatten die Eisenbahn zu zerstören, da besorgten sie es auch gründlich, so dass das von unserem Commando beabsichtigte Legen von versteckten Sprengungen vollständig illusorisch wurde. Auch wir wollten nunmehr den Rückzug antreten, als plötzlich noch eine Batterie der Transvaal-Artillerie erschien und sofort Stellung nahm. Noch war vom Feinde nichts zu sehen, der sich aus dem bedeckten Gelände der Höhen am Zand-Fluss anscheinend noch nicht herauswagte. Nach einiger Zeit des Wartens sahen wir endlich durch das Fernglas, wie sich einzelne Schützenlinien von den mit Busch bestandenen Hängen loszulösen begannen, und sofort eröffnete die Batterie das Feuer. Es waren vier Krupp'sche Schnellladegeschütze neuester Konstruktion, die jetzt vor unseren Augen wie auf dem Schiessplatz daheim begannen, Zeugnis von ihrer Vorzüglichkeit abzulegen. Schade, dass wir nicht mehr von diesen Geschützen hatten, die den alten englischen Armstrong-Kanonen hundertfach überlegen waren. Wieder zeigte sich die hervorragende Schiessfertigkeit der Burenartilleristen und Schuss auf Schuss sauste mit nie fehlender Sicherheit zum Feinde hinüber. Vorläufig wurden wir selbst noch nicht beschossen und hatten daher völlige Musse das interessante Schauspiel zu beobachten. Wohl 100 Schuss mochte die Batterie bereits abgegeben haben, als es auch bei uns begann Ernst zu werden. Einige hundert Meter vor uns steigen gewaltige Staubwolken auf und hoch über uns beginnt ein schreckliches Heulen und Sausen. Vor uns, hinter uns, neben uns, überall schlagen die berühmten Lyddit-Granaten ein und im Augenblick waren wir in dicke Rauchwolken eingehüllt. Es schien, als ob die Engländer zunächst alle ihre verfügbare Artillerie zusammengezogen hatten und nun mit vereinten Kräften die eine Buren-Batterie beschossen. Noch

waren keine Verluste eingetreten, aber der Führer unserer Batterie mochte einsehen, dass es ihm unmöglich sei auf die Dauer dieser Uebermacht standzuhalten und so entschloss er sich zum Rückzug, zumal der Zweck, dem Feinde ein sofortiges Nachdrängen zu verwehren, erreicht worden war. Die ganze Luft war von dem schwefligen Dampf der krepierenden Granaten angefüllt und wir gaben unseren Pferden die Sporen um aus dem feindlichen Feuerbereich herauszukommen. Noch etwa eine halbe Stunde lang schossen die Engländer hinter uns Löcher in die Luft, trotzdem weit und breit kein Bur mehr zu sehen war.

Etwa um Mitternacht langten wir völlig ausgehungert und totmüde in Cronstadt an. Wieder war es Präsident Steijn, der am sogenannten Boschrand die Commandos gesammelt hatte. Die Hauptmacht der Engländer unter persönlicher Führung von Lord Roberts drängte nunmehr heftig nach und schon früh am nächsten Morgen entspann sich ein scharfes Gefecht. Wohl wurde heute mit mehr Energie gefochten als die vorhergehenden Tage. Wohl that auch hier wieder die Artillerie ihre Schuldigkeit in höchstem Masse, aber jetzt war es für die Buren angesichts der erdrückenden Uebermacht der Engländer fast unmöglich geworden ihre Stellungen zu behaupten. Wieder war es ein deutsches Freicorps, welches an diesem Tage mit äusserster Bravour focht; unter vielen andern wurde auch der Commandant dieses Corps, Hauptmann Lorenz, verwundet. Am Nachmittag war das Gefecht entschieden, die Buren auf dem Rückzuge und Lord Roberts zog an der Spitze seiner Truppen in Cronstadt ein. Das Schicksal des Oranje-Freistaates war somit besiegelt. Der Ordre der Buren-Heeresleitung, dass sämmtliche Commandos bis an die Transvaal-Grenze bei Vereeniging zurückgehen sollten, folgte die englische Proklamation, welche die Annexion des Oranje-Freistaates aussprach.





Aufgabe von Johannesburg und Pretoria.

Bei dem allgemeinen Rückzug aus dem Oranje-Freistaat war es General Chr. de Wet der allein noch Ordnung in seinem Commando hielt. Schon von Anfang des Krieges hatte er durch sein persönliches Auftreten sowie durch geschickte Auswahl seiner Unterführer verstanden Disziplin zu halten, auch muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass die Oranje-Freistaat-Buren, was Tapferkeit und Ausdauer anlangte, sich sehr vorteilhaft von den Transvaal-Buren unterschieden. Um so bedauerlicher war es, dass die Transvaaler ihre treuen Bundesgenossen so schmachlich im Stich liessen. Bei dem klassischen Vormarsch der Engländer bewies General de Wet, dass er mehr war, als nur der unerschrockene Freischaren-Führer. Durch gewissermassen schachbrettförmiges Zurückgehen gelang es ihm sein Commando aus der allgemeinen Fluchtlinie zu entfernen und sich ungehindert um den auf Pretoria drängenden Feind im Oranje-Freistaat eine Operationsbasis zu schaffen, von der aus er später alle seine weiteren Unternehmungen ausgeben liess. Durch dieses Verhalten und durch ein zielbewusstes Zusammenarbeiten mit dem räumlich weit von ihm getrennten Delarey selbst unter den schwierigsten Verhältnissen hat er sich auch als Stratege einen Namen gemacht, der ihn, den einfachen Bauer, würdig an die Seite unserer bekanntesten europäischen Strategen stellt.

Der Vormarsch der englischen Hauptmacht unter Lord Roberts' persönlicher Führung ist zur Genüge aus den täglichen Berichten der Presse bekannt und braucht hier nicht weiter detailliert zu werden. Der Verfasser glaubt jedoch gegen eine Ansicht auftreten zu müssen, die sich nament-

lich in militärischen Kreisen eingebürgert hat. Der militärische Wert dieses Vormarsches ist weit über Gebühr hervorgehoben und das Verdienst der umsichtigen Leitung Lord Roberts' zugesprochen worden. Der Verfasser will hier nicht den Kriegsruhm des alten Helden von Kandahar schmälern, um so weniger, als er sich in den Reihen der Buren wegen seiner humanen Kriegführung vielleicht mehr Achtung erworben hat, als unter seinen eigenen Soldaten. Es bedurfte jedoch keines besonderen Feldherrntalentes um diesen Vormarsch auszuführen. Als Anmarschstrasse war die Bahnlinie Bloemfontein-Pretoria gegeben, und in Anbetracht der grossen Uebermacht namentlich an Artillerie kam Lord Roberts nie in die Lage über seine Kräfte in grösserem Massstabe disponieren zu müssen. Es waren eigentlich stets nur Avantgarden-Gefechte, welche die Engländer lieferten und durch welche es ihnen gelang die von völliger Mutlosigkeit ergriffenen Buren aus einer Stellung in die andere zu treiben. Namentlich war es der englische General French, der mit seiner Cavallerie uns stets dicht auf den Fersen war; was allerdings sein rücksichtsloses Vorgehen an Pferde- und Menschenmaterial gekostet hat, sei der Statistik überlassen. Wie so oft heiligte auch hier der Erfolg die Mittel.

Unser Spezial-Commando erhielt den Befehl sich unverzüglich nach Johannesburg zu begeben, wo man allem Anschein nach die oft ausgesprochene Drohung, die englischen Goldminen in die Luft zu sprengen, zur Ausführung bringen wollte. Wir quartierten uns in einem der ausserhalb Johannesburg liegenden verlassenen Landhäuser ein und erwarteten weitere Befehle. Inzwischen rückten die Engländer immer näher, bis sie am 29. und 30. Mai noch einmal bei Klip-Rivier zum Stehen gebracht wurden. Der Befehl war gekommen, dass am nächsten Morgen in der Frühe mit dem Sprengen der Minen begonnen werden sollte und bereits um 5 Uhr früh stand unser Commando bereit um den Befehl zur That werden zu lassen. Im letzten Augenblick jedoch kam ganz unerwartet ein Gegenbefehl aus Pretoria und gleichzeitig die Nachricht, dass Johannesburg aufgegeben

sei und die Engländer noch an demselben Morgen erwartet wurden.

Wir hatten gerade noch Zeit unseren Wagen abzuholen und auf dem einzig noch freien Wege über Oranje-Growe Johannesburg zu verlassen. Zum Ueberfluss versagte auf dem steil abfallenden Wege die Bremse und in der Carriere sauste der mit sechs Maultieren bespannte Wagen den Abhang hinunter um unten mit völlig zerschmettertem Rade liegen zu bleiben. Nun war guter Rat teuer. Während Zweie von uns einen kleinen, herrenlos dastehenden Wagen requirierten und in aller Eile wenigstens unser persönliches Gepäck umluden und die Maultiere umspannten, erstiegen die Andern die Höhe und kamen gerade noch zur Zeit um eine stärkere feindliche Cavallerie-Patrouille, die auch den letzten Ausweg versperren wollte, zurückzuschossen. So entkamen wir noch diesmal mit knapper Not und unter Zurücklassung fast all unseres Proviantes der Gefangenschaft.

Ein grosser Theil der Ausländer, namentlich solche, welche auf dem Rückzuge aus dem Freistaat ihre Pferde verloren hatten, gaben nunmehr ihre Absicht auf noch länger für eine verlorene Sache sich zu opfern und verblieben in Johannesburg in der Hoffnung durch Niederlegung der Waffen der Gefangenschaft zu entgehen. Die meisten dieser Ausländer wurden jedoch von den Engländern ausfindig gemacht und theils als Gefangenen wegtransportiert oder aber nach ihrer Heimat zurückgeschickt.

Je mehr wir uns Pretoria näherten, desto trostloser wurden die Zustände im Burenheere. Von einer regelrechten Verteidigung Pretorias war keine Rede. Sie wäre auch aussichtslos gewesen, da die Forts fast von allen Geschützen entblösst waren. Die Regierungsmagazine waren geöffnet worden und Jeder konnte nehmen was er wollte. Präsident Krüger und die Regierung hatte sich nach Leydenburg begeben und die Stadt war eigentlich ohne Obrigkeit. Bei diesen Zuständen hielten auch wir uns nur einen Tag auf und setzten uns, nachdem wir uns neu mit Munition und Proviant versehen hatten, in Marsch auf Pietersburg. Wir

hatten gehört, dass gegen einen von Norden aus Rhodesia erwarteten Einmarsch der Engländer ein Commando an die Grenze entsandt werden sollte und beeilten uns diesen Auftrag zu erhalten. Es ist keine Unwahrheit, wenn ich sage, dass es mehr Abenteuerlust war, als militärisches Interesse, welche uns diese Unternehmung so verlockend erscheinen liess. Was es hiess ein völlig uncivilisiertes Gelände von ca. 300 km Breite zu durchqueren, ohne jemals in derartigen Gegenden gewesen zu sein, davon hatten wir damals gar keine Vorstellung. Uns lockte die afrikanische Wildnis mit all ihren Schönheiten und Gefahren derart, dass wir alle Vorstellungen von Leuten, die den Norden Transvaals kannten, in den Wind schlugen. Unsere Verproviantierung dünkte uns überreichlich und die Bedenken, welche in der Gefahr der in all diesen Gegenden stark herrschenden Malaria lagen, erachteten wir in Anbetracht der günstigen Jahreszeit gering. Hätten wir den Norden Transvaals gekannt, so hätten wir uns von vornherein sagen können, dass der Anmarsch einer Truppe aus dieser Richtung völlig unmöglich war, und somit wäre der Zweck unserer Expedition nichtig gewesen. So aber erlagen wir dem fast unwiderstehlichen Drange, der wohl einen Jeden beseelt hat, der jemals in fremden Landen vor einem der Kultur noch unerschlossenen Gebiet gestanden hat, und der ihn mit magischer Kraft vorwärts zieht, hinein in die Wildnis, dem Ungewissen entgegen. Die Erinnerung an diesen Zug wird einem Jeden von uns unauslöschlich sein. Hoch zu Ross zogen wir fort um fast baarfuss, auf selbstgefertigten Sandalen und unter den grössten Strapazen vom Fieber geschüttelt zurückzukehren. Die Lehren, die uns das Leben in der Wildnis gebracht hat, sind uns nicht mit Gold aufzuwiegen und wir haben gesehen, was der Mensch aushalten kann, wenn er muss. Doch nicht Alle kehrten zurück. Zwei treue Kameraden haben wir zurückgelassen, die dem Fieber zum Opfer gefallen sind. Sie schlafen den letzten Schlaf fern von der Heimat und ein schlichtes Holzkreuz bezeichnet ihren Ruheplatz. Möge die afrikanische Erde ihnen leicht sein!



Die Wildnis Nord-Transvaals.

Der Norden Transvaals, im engern Sinne der Distrikt Zoutpansberg, kann in vieler Beziehung als der interessanteste Theil der ehemaligen Südafrikanischen Republik bezeichnet werden. Die Orte Pietersburg, Haenertsburg und Leydsdorp bilden etwa die Nordgrenze der höheren Kultur, während von diesen Orten aus einige Hauptstrassen in den weiter nördlich gelegenen Theil, das sogenannte Laage Veldt führen. Diese Strassen sind, soweit sie durch das Gebiet der sehr verstreut liegenden Farmen und Missionsstationen führen, noch gut. Später werden aus ihnen die sogenannten „Jagd-Paade“, die allmählich dadurch entstanden sind, dass in jedem Jahre eine Anzahl Buren einen „Trek“ in das „Jagd-Veldt“ unternehmen, um in den mit dichtem Busch bestandenen Niederungen Wild zu schiessen. Das Laage-Veldt enthält in der That so ziemlich Alles, was der afrikanische Continent mit seiner interessanten Fauna an Tieren aufweist. In den Flüssen wohnt das Krokodil und das Flusspferd. Die Niederungen sind von vielerlei Antilopen-Arten bevölkert, denen wiederum der Löwe und der Leopard aufzulauern, um aus ihnen ihre Jagdbeute zu erwählen. Im äussersten Norden lebt in grossen Heerden das Zebra, auch gehört die Giraffe daselbst nicht zu den Seltenheiten, während der Büffel durch die letzte Rinderpest stark decimiert ist und auf Transvaal-Gebiet nur noch selten angetroffen wird. In der Regenzeit kommt auch der Elefant nicht selten bis zum Tsende-Fluss hinunter, was durch die von uns massenhaft aufgefundenen Spuren und die Aussagen der Eingeborenen bestätigt wird. Eine weniger angenehme Zugabe

sind die Schlangen, welche in vielen verschiedenen, fast ausschliesslich giftigen Gattungen über ganz Transvaal verbreitet sind. Mancherlei grosse Reihervögel beleben die Ufer der Flüsse, auch finden sich verschiedene Laufvögelarten vor, von denen jedoch der Straus nach den Gesetzen der Südafrikanischen Republik nicht geschossen werden darf. Ueberall trifft man die grosse gefleckte Hyäne und ihren kleineren Genossen, den Schakal, an. Nacht für Nacht stören sie den Reisenden durch ihr unmelodisches Geheul, während Scharen von Affen gleich ungezogenen Jungens ihre Allogria treiben.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen dem Leser Jagdgeschichten zu erzählen, zu denen der Verfasser wohl Stoff genug gefunden hat, die aber doch vielleicht im Leserkreise hier und da ein ungläubiges Kopfschütteln hervorrufen würden. Trotzdem schon seit langer Zeit von berufener und unberufener Feder über Afrika geschrieben wird, der Büchermarkt eine Zeit lang sogar geradezu überschwemmt wurde von Reisebeschreibungen und Forschungsberichten aller Art, so ist doch Afrika für die grosse Masse der „Dunkle Erdtheil“ geblieben und wird es auch noch lange bleiben. So zum Beispiel enthalten die Berichte des lange Zeit für kompetent erachteten englischen Afrikaforschers Stanley sehr viel Phantastereien und Ueberschwenglichkeiten. Erst neuere Forscher, wie namentlich Graf Götzen, haben es verstanden die mannigfaltigen Eindrücke der Wirklichkeit entsprechend zu schildern.

Während die Eingeborenen des südlichen Theiles des Distrikts Zoutpansberg dem Basutostamm angehören, bestehen die Bewohner des Nordens aus Djangans. Schon äusserlich unterscheiden sich diese beiden Kaffern-Stämme von einander. Die Basutos sind meist gedrungene, kräftige Gestalten, die in grossen Kraalen, welche oft aus hundert und mehr Hütten bestehen, zusammenwohnen und Ackerbau, sowie Viehzucht betreiben. Die Djangans dagegen sind meist hohe, elastische Leute mit oft sehr fein geschnittenen Gesichtszügen und glänzend dunkelbronzeener Hautfarbe. Sie

wohnen in kleinen Kraalen ziemlich verstreut und verbringen ihre Zeit meist auf der Jagd. Da vor einer geraumen Reihe von Jahren die Djangans von den Basutos unterworfen wurden, müssen die ersteren noch heute an die Basutos einen jährlichen Tribut entrichten und es besteht zwischen den beiden Stämmen ein unauslöschlicher Hass. In der Sprache unterscheiden sich die beiden Stämme merklich; durch den Umstand jedoch, dass die meisten Männer, bevor sie heiraten und sesshaft werden in Johannesburg oder anderen Städten arbeiten, kennen sie auch die andern Sprachen, und so hat sich zwischen den weissen Ansiedlern und den Eingeborenen eine eigenartige Sprache herausgebildet, die mit dem Worte „Kitchen-Language“ bezeichnet wird. Es ist dies ein Gemisch von Basuto, Djangan und Zulu mit einigen englischen und burischen Brocken vermischt; es ist sehr leicht zu lernen und wird im ganzen Norden verstanden. Die Buren selbst sprechen die verschiedenen Kaffernsprachen wie ihre eigene, da sie als Kinder mit den kleinen Kaffern zusammen aufwachsen und infolgedessen ihre Sprache spielend lernen. Die einzelnen Kaffernstämme stehen unter ihren Häuptlingen, welche Kapitäne genannt werden; sie sind unter sich unabhängig und in der Ausübung ihrer heimischen Sitten und Gebräuche nicht behindert. An die bisherige Buren-Regierung musste der Kapitän für jede Hütte eine Jahresabgabe von 7,50 bis 10 Mark entrichten, die jetzt von der englischen Regierung auf 40 Mark erhöht werden soll. In diesen Gegenden werden die Herrn Engländer jedoch nicht viel Glück haben mit ihrer erhöhten Steuer, da die zur Einziehung der Gelder entsandten Beamten wohl schwerlich alle Kraale in der uncivilisierten Gegend besuchen werden.

An dieser Stelle seien ein paar Worte über die Art und Weise gestattet, wie die Buren-Regierung ihre Hoheitsrechte über die Eingeborenen des Landes ausübte. Es entspricht nicht mehr als der Wahrheit, wenn man behauptet, dass das Verhalten der Buren den unterworfenen Eingeborenen gegenüber geradezu mustergültig war. Durch die fortwäh-

rende Berührung mit dem schwarzen Element und die Jahrhunderte lange Erfahrung wusste der Bur, was er vom Schwarzen zu halten hatte. Vor Allem war er sich darüber klar, dass ein friedliches Nebeneinanderleben der weissen und schwarzen Rasse auf Grund gleicher Civilisation und im Rahmen des Christentums absolut ausgeschlossen ist. Mag da gesagt werden, was da will, die schwarze Rasse ist und bleibt in jeder Beziehung inferior, und alle dagegen angeführten Beweise vom Gegenteil sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Jeder Schwarze, mag er ein noch so treuer Diener sein oder sonst in irgend welcher näheren Beziehung zum weissen Manne stehen, sieht in letzterem stets seinen Feind, der ihm wohl hier und da Gutes erweist, dessen Rasse aber Schuld ist, dass er nicht mehr, wie seine Vorfahren, der einzige Herr im Lande ist. Der Schwarze wird stets dem Herrn anhängen, der die Macht im Lande führt, und wird in diesem Falle sich nicht besinnen, sogar mit den Waffen in der Hand seinem weissen Machthaber zur Seite zu stehen. Wehe aber dem Weissen, wenn er unterliegt! Sofort kehrt sich die scheinbar treue Ergebenheit in Hass und Rachsucht und die Bestie erwacht im Individuum. Das einzige Mittel, um die schwarze Bevölkerung im Zaume zu halten, ist eine eiserne Zucht, unerbittliche Strenge, vor Allem aber eine sich gleich bleibende Behandlung, die nicht heute die Zügel schlaffer lässt und sie morgen mit roher Willkür wieder anzieht. Dies verstanden die Buren in geradezu meisterhafter Weise. Ein ausserordentlich segensreiches Gesetz bedrohte einen Jeden mit schwerer Geldstrafe, der einem Kaffern Branntwein verkaufte. Desgleichen hatte Derjenige, der einem Schwarzen eine Schusswaffe verkaufte, eine Strafe von fünf Jahren Zwangsarbeit zu gewärtigen. Ein weiterer Faktor, der den Buren die Handhabung ihrer Oberherrschaft wesentlich erleichterte, bestand darin, dass Mischehen zwischen der burischen und schwarzen Bevölkerung zu den grössten Seltenheiten gehörten. Leider kann diese Eigenschaft von den weissen Einwanderern anderer Nationalitäten nicht behauptet werden. Während die Buren mit

weiser Nachgiebigkeit in den fast ausschliesslich von Kaffern bewohnten noch nicht kultivierten Teilen des Landes, wie zum Beispiel im nördlichen Teil des Distrikts Zoutpansberg, den Eingeborenen völlige Freiheit in der Ausübung ihrer Sitten und Gebräuche liessen, hielten sie in den Städten umso mehr auf eine strenge Disziplin. So war es dem Schwarzen in den Strassen verboten, das Trottoir zu benutzen. Es mag diese Massregel dem Uneingeweihten als eine übertriebene Härte erscheinen, doch wird er sehr bald anderer Ansicht werden, wenn er einmal am Sonnabend Abend durch eine Stadt einer englischen Colonie gegangen ist. In Capstadt riskiert der weisse Mann in gewissen Stadttheilen, von betrunkenen Schwarzen umgerannt oder gar misshandelt zu werden, wenn er es nicht vorzieht, der lärmenden rohen Bande, die ihm entgegenkommt, bei Zeiten aus dem Wege zu gehen. Die strenge Zucht, wie sie unter der Buren-Regierung herrschte, wird wohl unwiederbringlich dahin sein. Der Krieg war den unterworfenen Stämmen im Norden Transvaals eine willkommene Gelegenheit, sich zu bereichern. Bewaffnete Horden von Kaffern durchstreiften die Gegenden und plünderten und raubten in der schändlichsten Weise. Die Engländer thaten Nichts, um dem Unwesen zu steuern. Im Gegenteil, sie leisteten den Räubereien noch Vorschub. Die von Pietersburg in das Hinterland gesandten Streif-Corps waren häufig von grossen bewaffneten Djangan-Haufen begleitet, die das von den Engländern begonnene Zerstörungswerk mit bestialischer Rohheit fortsetzten. Es ist eine Dreistigkeit, die Alles übersteigt, wenn der englische Kriegsminister Brodrick im Parlament behauptete, die Engländer hätten im Kriege keine Kaffern verwandt. Von den mit mir auf Bermuda gefangenen Buren kann ich Dutzende anführen, die von Kaffern-Truppen unter Führung von englischen Offizieren gefangen worden sind.

Eine ganz besondere Bewandnis aber hat es mit den sogenannten christlichen Kaffern, die auf den zahlreichen Missionsstationen ein wenig Unterricht erhalten und zu Handwerkern ausgebildet werden. Ein Optimist, und deren giebt

es in dieser Hinsicht leider nur zu viele, könnte sagen, dass durch die christliche Lehre der Kaffer zu anderen Ansichten über menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft bekehrt würde, aber leider ist nur zu häufig das gerade Gegenteil der Fall. Dem weissen Manne gegenüber bleibt der Kaffer stets der Kaffer, aber untereinander ändern sich die Gewohnheiten. Die durch den Unterricht erlangte höhere Intelligenz benutzt er hauptsächlich, um verbotenen Früchten nachzujagen. Unter den heidnischen Stämmen herrscht eine strenge Moral, wenigstens dem weissen Manne gegenüber, während ein grosser Prozentsatz der christlich erzogenen Weiber in den Städten nur zu bald dem Laster verfällt und von Stufe zu Stufe sinkt. Es ist hier nicht der Ort, um über den Einfluss moderner Civilisation auf die schwarze Rasse zu sprechen, aber die Thatsache bleibt bestehen, dass die Lehre von der allgemeinen Verbrüderung der Menschheit im christlich-sozialen Sinne, wie sie leider von einer grossen Anzahl Missionare verbreitet wird, keine guten Früchte zeitigt.

Andrerseits würde es leichtfertig sein und nicht der Wahrheit entsprechen, wollte man über das ganze Missionswesen ohne Weiteres den Stab brechen. So hatten wir auf unserem Zuge durch den Norden von Transvaal Gelegenheit eine Missionsstation kennen zu lernen, die in ihrer Art wohl als mustergültig gelten kann. Etwa drei Tagereisen von Pietersburg in den Majadje-Bergen liegt hoch auf einem Berge die deutsche Station Medingen. Vor mehr als zwanzig Jahren gründete dort der deutsche Missionar Herr Pastor Reuter eine Station und schuf aus einer wilden Einöde ein Paradies. Im Kreise seiner Familie lebt der alte Herr dort still dahin und weit und breit wird sein Name nur mit der grössten Achtung und Ehrerbietung genannt. Wohl noch niemals hat ein Bedürftiger dort vergebens angeklopft und man könnte glauben daheim in einem kerndeutschen Pastorenhaus zu sein, wenn man seine gastliche Schwelle überschreitet. Ein alter Kämpfer aus dem Jahre 1870, der bei Schmettow's Kürassieren den Todesritt von Mars-la-Tour mitmachte, führt er ein strenges, fast militärisches Regiment

unter seinen Schwarzen, die mit rührender Liebe und Anhänglichkeit zu ihm aufblicken. Einem Jeden von uns werden die Tage unvergesslich sein, die wir in diesem gastfreien Hause verbringen durften und welches wir verliessen mit dem Wunsche, dass es dem rüstigen Hausherrn vergönnt sein möge, noch lange Jahre im Kreise seiner Familie die Früchte rastlosen Fleisses und aufopfernder Hingabe an seinen Beruf in Frieden zu geniessen. Wie ein irdisches Paradies liegt Medingen auf ragender Höhe mitten im wilden afrikanischen Busch, für uns aber war es eine Oase des Friedens in sturmbewegter Zeit, umwoben von einem Hauch heimatlicher Poesie, deren Bewohner in ihrer Schlichtheit und Herzlichkeit uns die Schrecken des Krieges vergessen liessen und uns im Geiste zurückversetzten in das ferne Vaterland. Eine Fülle des Interessanten bietet dem aufmerksamen Beobachter das Leben der heidnischen Kaffern-Stämme in ihrer Urwüchsigkeit und Natürlichkeit. Von einem religiösen Kultus ist wenig zu merken. Sie glauben an die Geister der Verstorbenen und schreiben ihren Würfeln, den sogenannten „Dollossen“ eine weissagende Kraft zu. Auch die Sonne scheint ihnen heilig zu sein, denn oft bemerkte ich Kaffernweiber, mit dem Antlitz der Sonne zugekehrt, im Staube liegend ihre Gebete verrichten, niemals aber sah ich es bei einem Manne. Selbstverständlich herrscht die Vielweiberei, und die Anzahl der Frauen, die ein Schwarzer sich hält, richtet sich nach seinem Vermögen, denn der Trauakt besteht darin, dass der Kaffer seinem Schwiegervater eine gewisse Summe Geldes bezahlt, wofür er die Tochter zur Gattin erhält. Arbeiten thut der heidnische Kaffer grundsätzlich nicht; die ganze Arbeit wird von den Frauen verrichtet und er verbringt seine Zeit auf der Jagd oder vor seiner Hütte mit Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen. Hochinteressant war es für uns, als wir einmal einer grossen Gerichtssitzung der Djangans beiwohnten. Auf einer eigens zu diesem Zweck errichteten Anhöhe sass der Kapitän, welcher Herr über Leben und Tod ist, umgeben von seinen Unterhäuptlingen, den Indunas, welche so wie er, durch

einen auf dem Kopfe sitzenden Lederring kenntlich sind. Der Angeklagte hatte einem andern Kaffern seinen Gesellschafts-Anzug in Gestalt eines neuen, bunten Lendentuches gestohlen und wurde zur Strafe für einige Stunden an einen Baum gebunden, wo er unter den Strahlen der brennenden Tropensonne Zeit hatte über den Unterschied von Mein und Dein nachzudenken. Wie immer bei solchen Gelegenheiten war die Hauptsache bei der Gerichtssitzung eine solenne Kneiperei, bei der das von den Weibern aus Mais und Kafferkorn gebraute Bier, das sogenannte Chuala in gewaltigen Quantitäten vertilgt wurde. Wenn auch der „Molungo“ (weisse Mann) naturgemäss der ärgste Feind des Schwarzen ist, so kam man uns doch, Dank der strengen Gesetze, welche die Buren für die Eingeborenen erlassen hatten, sehr ehrerbietig entgegen und der Kapitän kredenzte auch einem Jeden von uns eine Kalabasse des ziemlich berauschenden Getränkes. Einen solchen Trunk auszuschiessen wäre eine grosse Unhöflichkeit. Der Kapitän hebt die Kalabasse hoch, spricht: „Poussa, Molungo!“ („Trinke, weisser Mann!“), nimmt als erster einen Schluck und reicht das Gefäss dem Weissen.

Im Norden sind fast alle Kaffern im Besitz von Gewehren. Meist sind es allerdings alte Vorderlader; vereinzelt findet man auch Martini-Henry-Gewehre und es ist wunderbar, wie vortrefflich die Schwarzen zu schiessen verstehen. Um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, sind sie auf die Jagd angewiesen, und da die Munition für sie sehr schwer erhältlich ist, müssen sie äusserst sparsam damit umgehen. Der Kaffer schießt nur, wenn er eines Treffers sicher ist, allerdings nur auf Entfernungen bis 100 Schritt, denn die Anwendung des Visirs ist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln.

Aus dem Leben der Schwarzen sei hier noch eine Persönlichkeit erwähnt, die im Vordergrund des Interesses steht und überall grosses Ansehen geniesst. Es ist dies die Person des Arztes oder Medizin-Mannes, in der Kitchen-Language schlechtweg „Dokter“ genannt. In unserem

Falle war dieser Doktor eine Frau, welche einem Kameraden vortreffliche Hülfe geleistet hat. Der Betreffende hatte sich eine äusserst schmerzhaftige Entzündung eines Knöchelgelenkes zugezogen und war unfähig auch nur einen Schritt zu gehen. Wir waren rathlos und liessen den Doktor des Stammes holen. Am nächsten Morgen erschien eine phantastisch aufgeputzte Gestalt, ganz und gar mit Fellen bekleidet, so dass wir erst nicht wussten ob es ein Mann oder eine Frau war. Sie verlangte den Kranken zu sehen und untersuchte ganz sachgemäss den kranken Fuss. Als dann nahm sie aus einer Reihe von kleinen Beuteln ein Kraut heraus, warf es in kochendes Wasser und liess lange Zeit die Dämpfe auf die kranke Stelle einwirken. Sie gab uns dann noch ein Wenig von diesem Kraut und bedeutete uns in der von ihr begonnenen Weise den Tag über den Kranken zu behandeln. Am nächsten Morgen erschien sie wieder und es war bereits deutlich zu sehen, dass die Entzündung anfang sich auf einen Punkt zu konzentrieren. Sie brachte wieder von den Kräutern mit, legte sie auf und verband den Fuss, nachdem sie ihn wieder eine Zeit lang über heisse Dämpfe gehalten hatte. Am dritten Morgen hatte sich die Entzündung zu einem Geschwür zusammengezogen, das unter unserer Beihülfe aufgeschnitten wurde und von nun an nahm die Heilung einen so günstigen Verlauf, dass der Kranke bereits in einigen Tagen wieder gehen konnte. Als Bezahlung verlangte die weise Frau ein Frottirhandtuch, das ihr von den herumhängenden Gegenständen wohl am besten gefallen haben mochte, und welches dazu bestimmt war, ihre an sich schon recht phantastische Kleidung noch weiter zu vervollkommen. Man sieht hieraus, dass die medizinische Wissenschaft der Eingeborenen einzig und allein auf der Naturheilmethode beruht. Den sonst bei ihresgleichen angewandten Hokuspokus mit dem Austreiben der bösen Geister durch Rühren einer Trommel unterlassen sie bei der Behandlung eines weissen Mannes. Bei den Schwarzen darf das nicht fehlen und dient dazu, ihr Ansehen noch zu vergrössern.

Bei den durch Schlangenbisse häufiger vorkommenden Unfällen hilft sich der Schwarze selbst. Er trägt stets in einem kleinen Büchsen sogenanntes Schlangengift mit sich, welches er aus den Giftzähnen der von ihm getöteten Schlangen gewinnt. Wird nun Jemand von einer Schlange gebissen, so ritzt er an der Bisswunde die Haut mit einem Messer und reibt von dem Schlangengift, welches aus einem bräunlichen Pulver besteht, ein Wenig in die Wunde. Ausserdem nimmt er etwa eine Messerspitze voll in Wasser ein. Das Mittel versagt selten, wenn es sofort angewandt wird, auch hilft es gegen den oft recht gefährlichen Stich des Skorpions, wie der Verfasser an seinem eigenen Leibe erfahren hat.

Was die Vegetation des Innern Afrikas betrifft, so macht sich der Laie oft eine falsche Vorstellung, welche aber aus vielerlei Reisebeschreibungen gerechtfertigt ist. Man denkt sich die Ebenen Afrikas bedeckt mit einem undurchdringlichen Urwald, durch dessen Blätterkrone nur spärlich das Tagesgestirn hindurchblickt. Der Reisende, der zum ersten Male in diese Gegenden kommt, ist enttäuscht, nicht das zu finden, was er nach den gelesenen Beschreibungen zu finden glaubte. Ein unermessliches Buschfeld bedeckt die weiten Flächen des Innern. „Viel Dornen giebt's und wenig Brot“ so könnte man hier variieren. Einer der wenigen hochstämmigen Bäume, die hier in grösseren Beständen vorkommen, sind die Terpentinbäume, die eine entfernte Aehnlichkeit mit unseren Buchen besitzen, aber nicht deren majestätische Höhe erreichen. Sie haben die Eigentümlichkeit, dass sie wegen ihres Harzreichtums in grünem Zustande mit Blättern und Allem wie eine Fackel abbrennen, wenn Feuer an sie gelegt wird. Die Lichtungen sind mit gewaltigem Gras bestanden, dessen Halme weit über Manneshöhe emporragen, Hier und da steht wie ein Riese aus grauer Vorzeit der Baobab oder Affenbrotbaum, dessen Stamm nicht selten einen Umfang von 100 Fuss und mehr besitzt. Anders sieht es allerdings an den Ufern der Flüsse aus. Hier tritt die tropische Urwald-Vegetation in ihre Rechte.

Von hohen Bäumen hängen in unentwirrbaren Netzen Lianen und Schlingpflanzen herab. Riesige Bambusstauden strecken sich empor und allerlei Palmensorten verschönern das Bild. Bunte Vögel jagen sich kreischend in dem dichten Geäst und eine Schaar Affen begrüsst den Eindringling mit unmelodischem Geschrei.

Das, was den Durchzug durch diese Gegenden für den Fremden gefährlich macht, sind die Einflüsse des ungesunden Klimas und der Wassermangel. In den Monaten Mai bis Oktober, in denen es so gut wie garnicht regnet, ist die Gefahr der Malaria gering, dafür aber muss der Reisende grosse Strecken durchqueren, in denen nicht ein Tropfen Wasser zu finden ist. Die meisten kleinen Wasserläufe trocknen in dieser Zeit aus, während viele andere nur stellenweise Wasser führen. Für die Menschen kann man ja zur Not stets ein Fass mit Wasser mit sich führen, für die Tiere aber ist dies unmöglich. Wir waren hierin ganz und gar auf die Aussagen der Schwarzen angewiesen, die uns bezeichneten, wann und wo wir das nächste Wasser finden würden. Im Anfang ging das ja gut, später aber, als die Nachrichten von den Erfolgen der Engländer auch unter den Schwarzen bekannt wurden, versagten sie uns die Hülfe und wir waren auf uns selbst angewiesen.

Ein Faktor, den wir völlig unterschätzt hatten, ist die verderbliche Wirkung des Klimas auf die Pferde. Wir haben nach und nach alle unsere Pferde verloren und waren bald durch die anstrengenden Fussmärsche ohne Weg und Steg, denen unsere Fussbekleidung nicht gewachsen war, den furchtbarsten Strapazen ausgesetzt. Alle Pferde, die zum erstenmal in das Laage Veldt kommen, unterliegen der Pferdekrankheit, sofern sie nicht äusserst sorgsam behandelt werden und Stallpflege geniessen. Die wenigen Pferde, die diese Krankheit überstehen, werden als „gesalzen“ bezeichnet und erzielen horrende Preise. So wie die Pferde, erliegen auch die Maulesel dem gleichen Schicksal.

Unsere Vorräthe waren völlig erschöpft und mit grosser Mühe gelang es uns, von den Kaffern kleine Quantitäten

Mais und Kafferkorn gegen allerhand Gegenstände, namentlich Kleidungsstücke und Decken, die wir selbst bitter nötig hatten, einzuhandeln. Immer deutlicher zeigte es sich, dass die Schwarzen nur widerwillig uns Unterstützung angedeihen liessen. Führer hatten wir nicht mehr aufreiben können, so dass es aller Energie und Anspannung von unserer Seite bedurfte, um nicht elend in der Wildnis liegen zu bleiben und umzukommen. Die ersten Regenfälle stellten sich ein, und in denselben Kleidern, die Tagsüber völlig durchnässt waren, legten wir uns Abends auf den feuchten Boden zum Schlafen nieder, um am andern Morgen oft mit nüchternem Magen den Weitermarsch anzutreten. So war es nicht zu verwundern, dass unsere Gesundheit sich derartig verschlechterte, dass wir uns nur mühsam vorwärts schleppen konnten, während unsere Nahrung meist nur aus knapp bemessenen von uns selbst gestampften Maisportionen bestand, die in Wasser gekocht waren.

So langten wir Ende November wieder bei der ersten Niederlassung an und die im Dezember einsetzende Regenzeit warf unsere geschwächten Körper vollends darnieder und die Schrecken der Malaria fesselten uns an das Lager. Wohl hörten wir, dass die Buren wieder Erfolge errungen hatten und unser ganzes Sehnen stand dahin, uns den wackeren Kommandos im Hochfelde anzuschliessen. Doch davon war damals keine Rede. Unfähig nur eine kleine Strecke zu gehen, waren wir ausser Stande uns neu zu organisieren und mit bitterem Gefühl mussten wir uns bequemen vorerst den Stand der Dinge abzuwarten und unsere völlig untergrabene Gesundheit erst wieder zu neuen Kräften kommen zu lassen.

Kommandant von Schierstädt selbst war bereits auf dem Hinmarsch von der Malaria befallen worden und sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, obgleich er selbst es niemals wahrhaben wollte und mit seltener Energie uns seine immer mehr zunehmende Schwäche zu verbergen suchte. Da wir bei den täglich sich mehrenden Strapazen das Schlimmste für ihn befürchteten, blieb uns schliesslich

Nichts weiter übrig, als ihn zu überreden unverzüglich die ungesunden Niederungen zu verlassen. So schied er aus unserem Kreise, um unter der Obhut von zwei Kameraden den Rückmarsch nach Lourenzo-Marquez anzutreten. Der Abschied war wahrlich nicht leicht, aber die sofortige Trennung war der einzige Ausweg, der unseren schwer kranken Commandanten, welcher uns so manches Mal die glänzendsten Beweise seiner Unerschrockenheit geliefert hatte, vor einem schrecklichen Ende in der Wildnis bewahren konnte.





Kriegsgefangen!

Es war am 15. Juni 1901. Vom Fieber geplagt, lag ich in einer kleinen, versteckt liegenden Farm von Zoutpansberg, die mir in der letzten Zeit als Obdach gedient hatte. Die Engländer hatten Pietersburg eingenommen, schienen aber nicht Willens zu sein, noch weiter in das Laage Veldt vorzudringen. Ich hoffte, dass, sobald mein Gesundheitszustand sich einigermaßen gebessert hatte, ich mich mit meinen Kameraden, die dasselbe Schicksal mit mir theilten, zu dem Kommando des General Beyers durchschlagen könnte. Doch es kam anders. Gerade kam mein Wirt, ein braver Deutscher, der in den letzten Monaten willig Freud und Leid mit uns getheilt hatte, herein, um mir von dem wenigen Kaffee, den wir noch hatten, eine stärkende Tasse zu reichen, als plötzlich Pferdegetrappel ertönte, und eine englische Patrouille vor dem Hause hielt. Die Thür ging auf und ein englischer Offizier, begleitet von drei Mann trat herein, ging direkt auf mich zu, nannte meinen Namen und erklärte mich als seinen Gefangenen. Ich war so verblüfft, dass ich zunächst kein Wort herausbrachte, bis das lähmende Gefühl einer ohnmächtigen Wut Platz machte. Ich wollte mich erheben, sank aber sofort wieder zusammen und wäre gefallen, wenn nicht der eine englische Soldat mich noch rechtzeitig gestützt hätte. Der Offizier zuckte die Achseln und fragte meinen Wirt, ob er in Besitz von Wagen und Zugtieren sei. Auf dessen bejahende Antwort bedeutete er ihm einzuspannen und mich nach Pietersburg zu bringen. Die Soldaten untersuchten unterdessen das Haus auf Waffen, fanden aber nur ein altes

Martini-Henry-Gewehr, welches ich als mir gehörend bezeichnete. Meinen guten Mauser hatte ich einem unbestimmten Gefühl folgend einige Zeit vorher versteckt und so fiel die gute Waffe, die an manchem heissen Tage mein bester Freund gewesen war, nicht in die Hände der Engländer. Ich fragte den Offizier, woher er meinen Namen wüsste, worauf er mir zur Antwort gab, dass ihnen wohl bekannt sei, dass hier noch einige deutsche Freiwillige auf den Farmen verborgen seien, sie würden aber alle ausfindig gemacht werden. Der Eindruck, dass meine Gefangennahme höchst wahrscheinlich auf Grund verräterischer Angaben eines Landeseinwohners erfolgt war, wirkte doppelt niederdrückend. So wurde ich nach Pietersburg transportiert, woselbst mein bisheriger Gefährte, der nicht aktiv am Kriege theilgenommen hatte, freigelassen wurde.

Am andern Morgen wurde ich von einem englischen Offizier vernommen und über meine Beteiligung am Kriege ausgefragt. Schon jetzt eröffnete man mir, dass ich sofort nach Indien deportiert werden sollte. Nachdem man mich entlassen hatte, traf ich vor dem Gebäude auf einen schottischen Offizier, der mich bereits am Abende vorher angesprochen hatte. „Nun, wie geht's“, fragte er, „was hat man über Sie beschlossen?“ Ich erzählte ihm, dass ich demnächst eine Reise nach Indien antreten würde, worauf er mir lachend erwiderte, ich solle mir keine Sorgen machen, denn Indien würde ich wohl nicht mehr zu sehen bekommen; bis ich Durban erreicht hätte, wäre der Krieg beendet. Noch verschiedene Male hörte ich diese Ansicht äussern, und es schien in der That, als ob der Widerstand der Buren völlig gebrochen sei. Um so höhere Bewunderung verdient das kleine Häuflein Tapferer, welches es fertig brachte, in dem völlig verwüsteten Lande, aller Nahrungsmittel und Kleidung beraubt, unter den furchtbarsten Strapazen der zehnfachen Uebermacht noch ein ganzes Jahr lang den erfolgreichsten Widerstand zu leisten. Mein ganzes Eigentum bestand jetzt in zwei wollenen Decken, denn ein kleiner Koffer, in dem ich ausser einigen Kleidungsstücken

meine Papiere und einige Photographien aufbewahrte, hatte inzwischen unter den englischen Soldaten einen Liebhaber gefunden. Vergebens forderte ich mein Eigentum zurück, man zuckte die Achseln und erklärte, es müsse wohl verloren gegangen sein. Später hörte ich von vielen Kriegsgefangenen, dass ihnen bei der Gefangennahme alles Geld und alle Wertgegenstände abgenommen worden seien und so wunderte ich mich schliesslich nicht weiter über mein Geschick, trotzdem, ganz abgesehen von dem Verlust der nötigsten Gebrauchsgegenstände, der Verlust vieler teurer Andenken aus der Heimat sowie aus dem Felde für mich äusserst schmerzlich war. Ich wurde einer Wache, die aus Soldaten des schottischen Gordon-Hochländer-Regiments bestand, anvertraut. Stets hatte ich einen besonderen Ehrenposten in Gestalt von zwei Mann mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonnetten an meiner Seite, doch muss ich sagen, dass die Schotten, die sich im Laufe des Krieges im Gegensatz zu ihren englischen Kameraden stets als tapfere Gegner erwiesen hatten, mir auch als Gefangener eine würdige Behandlung angedeihen liessen. Doch es sollte bald anders kommen. Am andern Morgen um 5 Uhr wurde ich in einem offenen Kohlenwaggon nach Pretoria transportiert. Bis Pietpotgieters-Rust hatte ich eine Ehreneskorte von 14 Gordon-Hochländern, die sich meiner in sehr anerkennender Weise annahmen, als ich bald nach der Abfahrt von Pietersburg von einem Fieberanfall ergriffen wurde und nicht mehr imstande war mich aufrechtzuerhalten. Aus meinen beiden Decken bereiteten sie mir ein Lager auf den harten Planken des offenen Eisenbahnwagens und einige gaben mir noch ihre Mäntel zum Zudecken. Sie mochten wohl glauben ich sei eingeschlafen und ich hörte, wie einer der Soldaten zu einem andern sagte: „Poor fellow! He is dead before he comes to Pretoria!“ (Armer Kerl! Er ist tot noch ehe er nach Petoria kommt!) Diese Eröffnung war nicht gerade tröstlich, denn noch verspürte ich nicht die geringste Lust der Welt Lebewohl zu sagen, aber ganz so schlimm, wie die braven Schotten dachten, stand

es anscheinend doch noch nicht mit mir. In Pietpotgieters-Rust stiegen die Schotten aus und Soldaten eines andern Truppenteils nahmen ihre Stelle ein. Die gute Meinung, die ich von dem Verhalten meiner ersten Wache über die englischen Soldaten gewonnen hatte, sollte sich nur zu bald ändern. „Damned German Dog“ (Verfluchter deutscher Hund) war noch eine der liebenswürdigsten Bezeichnungen, mit denen man mich bedachte, doch mir blieb nichts weiter übrig, als dem gemeinen Betragen dieser Kerle einen stoischen Gleichmut entgegenzusetzen. In Pretoria angekommen, wurde ich mit einem Kaffern, der irgendwo aufgegriffen war, durch die Strassen transportiert. Zum Glück war es dunkel und die Stadt menschenleer, denn jeder Vorübergehende, der mich in dieser Lage gesehen hätte, würde mich für einen gemeinen Verbrecher, aber nicht für einen Kriegsgefangenen gehalten haben. Völlig erschöpft langte ich endlich um 10 Uhr im Gefangenen-Lager an. Der lange Fussmarsch hatte mich an den Rand meiner Leistungsfähigkeit gebracht und vom Fieberfrost geschüttelt sank ich auf dem harten Boden nieder, auf den eine mitfühlende Seele unter den anderen Gefangenen noch vorher eine Decke gebreitet hatte.

Diese Fahrt durch die ehemals so blühenden Gefilde des Transvaal wird mir unvergesslich bleiben. Wohin das Auge blickte, hatte der grausame Krieg seine Spuren hinterlassen. Ueberall ragten rauchgeschwärzte Mauerreste von zerstörten Farmen empor und die Felder boten ein tieftrauriges Bild der Verwüstung. Gleich Maulwurfshügeln lagen die Linien der Blockhäuser da und ausser den hier und dort verstreuten englischen Posten und kleinen Truppenlagern war kein lebendes Wesen zu erblicken. So ungefähr musste es am Schlusse des dreissigjährigen Krieges in Deutschland ausgesehen haben!

Am nächsten Morgen wurde ich mit noch 35 anderen Kriegsgefangenen von Pretoria nach Ladysmith transportiert. Gleich Häringen wurden wir in einen Wagen verpackt, der nur Raum für 24 Menschen hatte und mussten in dieser Lage

36 Stunden aushalten, bis wir das grosse Gefangenen-Lager bei Ladysmith erreichten. Die Unterbringung der Kriegsgefangenen in den verschiedenen Lagern Süd-Afrikas lies im Gegensatz zu den schrecklichen Zuständen in den Frauen-Lagern Nichts zu wünschen übrig; es schien sogar, als ob die Engländer versuchten, durch die gute Verpflegung, die sie den Kriegsgefangenen angedeihen liessen, die noch im Felde stehenden und den grössten Entbehrungen ausgesetzten Buren zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Wenn es auch von den Engländern bestritten wird, so war die barbarische Behandlung der armen Frauen und Kinder Nichts weiter, als ein Mittel, den Widerstand der wenigen Tapferen, die noch im Felde standen, zu brechen. Man hatte denjenigen Buren, die sich freiwillig ergaben, versprochen, sie in Südafrika zu belassen. Waren sie aber erst einmal in englischen Händen, so wurden sie erbarmungslos weggeschickt. Die Lager in Südafrika mit ihrer guten Unterbringung und Verpflegung waren stets nur ein vorübergehender Aufenthalt, und sobald sich Gelegenheit bot, wurden die Gefangenen in allen Richtungen der Windrose gleich Verbrechern deportiert, und die Schrecken der Gefangenschaft in den Lagern von Indien, Ceylon, St. Helena und besonders Bermuda liessen die Buren gar bald zur Besinnung kommen, was sie selbst durch ihre Mutlosigkeit verschuldet hatten. Gar Mancher, der sich in den schlimmen Zeiten der völligen Entmutigung und Hoffnungslosigkeit feige dem Feinde selbst in die Hände geliefert hatte, hätte Viel darum gegeben, wenn er jetzt an der Seite des kleinen Häufleins Tapferer hätte fechten können, das noch immer der zehnfachen Uebermacht erfolgreich Widerstand leistete; die Reue kam leider zu spät.

Nach einem Aufenthalt von 4 Tagen in Ladysmith wurde ich mit einem Transport von ca. 800 Gefangenen zum Bahnhof gebracht, wo wir in einen Eisenbahnzug verladen wurden, der uns nach Durban bringen sollte. Was unser nächstes Ziel sein sollte, war uns unbekannt. Man hatte mir nur gesagt, dass ich nach Indien deportirt werden

würde. Am nächsten Vormittag erreichten wir Durban. Der Zug fuhr direkt bis zum Quai, woselbst zwei kleine Dampfer bereit lagen, um uns an Bord des draussen auf der Rhede liegenden Transportdampfers „Manila“ zu bringen. So war uns wenigstens der für jeden Kriegsgefangenen unangenehme Fussmarsch durch die Stadt erspart geblieben, und wir entgingen somit den nicht selten bei derartigen Gelegenheiten vom Strassenpöbel gegen die wehrlosen Kriegsgefangenen ausgestossenen gemeinen Beleidigungen. In drangvoll fürchterlicher Enge auf die beiden Dampfer verpackt, fuhren wir hinaus aus dem Hafen und die ziemlich aufgeregte See warf unser kleines Boot wie eine Nusschale hin und her. Nach etwa halbstündiger Fahrt legten wir längsseit des grossen Transport-Dampfers ‚Manila‘ an, dessen schwarzer Riesenrumpf gleich den dräuenden Mauern eines Gefängnisses aus dem Wasser herausragte. Vermittels des Dampfkrahnes, an dem ein grosser Korb hing, wurden wir zu je 10 Mann an Bord gewunden und vertheilt. In dem grossen Zwischendeck waren längs der Bordwände Tische und Bänke aufgeschlagen, die für je 10 Mann nur knappen Raum boten. Wir wurden zu je 12 Mann auf diese Tische vertheilt und die durch die Menge der unter Deck untergebrachten Menschen entstehende Temperatur liess für die Seefahrt in den heissen Tropenbreiten Schlimmes befürchten. Schrecklicher noch waren die Aussichten für die Nacht; da nämlich die an der Decke angebrachten Haken zum Aufhängen der Hängematten bei Weitem nicht ausreichten, so wurden auch die Tische und der Fussboden zu Lagerstätten hergerichtet. So verging der erste Tag und Jeder versuchte bei dem grossen Raummangel sich einzurichten, so gut es ging. Für die Buren, von denen die Meisten noch niemals an Bord eines Dampfers gewesen waren, war die neue Umgebung besonders ungewohnt und des Fragens war kein Ende; namentlich schien ihnen das Schreckgespenst der Seekrankheit schon im Voraus Grauen einzuflössen. Am nächsten Vormittag wurden die Anker gelichtet und wir fuhren zunächst nach Capstadt, wo noch

ein weiterer Transport Gefangener aus dem Lager von Greenpoint an Bord genommen werden sollte. Jetzt erst erfuhr ich, dass das Ziel unserer Reise Bermuda sein würde, und ich musste erst alle meine alten geographischen Schulkenntnisse zusammensuchen, ehe ich mich entsann, dass Bermuda irgendwo bei Nord-Amerika liegen musste. Der Seegang hatte sich über Nacht noch verstärkt und das grosse Schiff, dessen Ladung, aus den eng zusammengepferchten Menschen bestehend, sich meist oben an Deck befand, rollte derartig von einer Seite auf die andere, dass man ohne sich festzuhalten kaum noch an Deck stehen konnte. Der Anblick der vollkommen seeungewohnten Buren war herzerreissend. Instinktiv suchte sich Jeder festzuhalten, aber anstatt als Stützpunkt einen festen Theil des Schiffes zu ergreifen, fasste Einer den Andern an und so rollten oft Dutzende von Menschen eng aneinander geklammert gegen die Reeling, um sofort bei der nächsten Schwankung des Schiffes wieder zurückgeworfen zu werden. Die Seekrankheit forderte ihre Opfer in erschreckender Weise und das Jammern und Stöhnen namentlich der unter uns befindlichen Greise und Kinder, die in ihrer Hüflosigkeit nichts Anderes wussten, als in rührenden Gebeten die Gnade des Himmels zu erflehen, war entsetzlich. Zum Glück waren ausser mir noch andere völlig seefeste Leute da und wir halfen mit Rat und That so gut es ging.

In Kapstadt kamen noch weitere 150 Kriegsgefangene an Bord. Unser Schiff glich jetzt mehr einem Transport von Galeeren-Sträflingen, als dem von Kriegsgefangenen. Die Temperatur und die Luft in dem dunklen Zwischendeck war entsetzlich. Die Decken und Hängematten, welche an die Gefangenen ausgegeben wurden, starrten von Ungeziefer, dazu kam, dass ein grosser Theil der Gefangenen nur über die Kleider verfügte, die er auf dem Leibe hatte. Anstatt nun den Leuten wenigstens Gelegenheit zu geben, ihre Kleider so oft wie möglich zu waschen, war nur ein einziger Vormittag in der Woche hierfür freigegeben worden. Bei solchen Zuständen war es kein Wunder, dass das Hospital des Schiffes überfüllt war

und viele sich mit hohlen Wangen umherschleppten, um wenigstens an der frischen Luft sein zu können, denn unten im Hospital war es fast noch unerträglicher als im Zwischendeck. Bei uns war trotz der schrecklichen Zustände die Sterblichkeit noch gering; nur zwei erlagen während der vierwöchentlichen Reise ihren Leiden. Auf dem Transportschiff ‚Montrose‘, welches einige Wochen nach uns in Bermuda eintraf, hatten 23 Kriegsgefangene ihr Grab in den Fluten des Atlantischen Ozeans gefunden. Die Verpflegung spottete jeder Beschreibung. Bei guter Beschaffenheit der Nahrung hätte sie zur Not genügt, um uns vor dem ärgsten Hunger zu bewahren, so aber standen wir Morgens hungrig auf und legten uns Abends hungrig nieder, denn der Hauptbestandtheil der Nahrung, das Brot, war nahezu ungenießbar. Das Mehl, welches zum Backen verwandt wurde, musste seit undenklichen Zeiten an nassen Orten gelagert haben, so dass es sich in den Fässern zu harten Klumpen zusammengesprengt und einen widerwärtigen Geschmack angenommen hatte. Um diesem Uebel abzuweichen gab man uns Schiffszwieback, der von den hungrigen Leuten als eine willkommene Abwechslung gierig verschlungen wurde, bis wir bei genauerer Prüfung sahen, dass der Zwieback genau wie das Mehl aus den ältesten Beständen der Magazine herrühren musste und daher durch und durch von Würmern wimmelte. Voller Ekel kehrten die Meisten von uns reumütig zu dem schlechten Brode zurück, um wenigstens dem knurrenden Magen etwas Beschäftigung zu geben. In Kapstadt war der Prediger Dr. Albertyn mit seiner Gattin an Bord gekommen, um unter den Kriegsgefangenen auf den Bermudas seines Amtes als Seelsorger zu walten. Schon jetzt auf dem Schiff nahm sich das Ehepaar der Aermsten in rührendster Weise an. Zum Glück hatten wir die letzten 14 Tage völlig ruhige See und der Kommandant des Transportes, Kolonel Jones vom Warwick-Regt. verschaffte uns insofern eine freudig begrüßte Erleichterung, als er uns gestattete während der glühend heißen Nächte, in denen der Aufenthalt im Zwischendeck fürchterlich war, an Deck

zu schlafen. Bei der Insel St. Vincent am Kap Verde wurden Kohlen eingenommen, worauf das Schiff seinen Kurs nach NW. änderte und wir am 2. August Bermuda erreichten. Die Reise wird allen denen, die sie mitgemacht haben, so bald nicht aus der Erinnerung entschwinden und wir hatten Gelegenheit gefunden, Betrachtungen darüber anzustellen, was man in England unter „humaner Kriegführung“ versteht. Angesichts der Inseln, die für die nächste Zeit unser Aufenthaltsort sein sollten, hofften wir nun wenigstens die schwere Zeit der Kriegsgefangenschaft in Ruhe durchleben zu können, doch sollten wir hierin schwer enttäuscht werden. Der erste Passus der für die Kriegsgefangenen erlassenen Bestimmungen lautete: „Die Kriegsgefangenen sollen als Soldaten behandelt werden.“ Die Behandlung aber, die man uns in Wirklichkeit angedeihen liess, war die von Verbrechern und die Erinnerung an diese Zeit wird wahrlich nicht dazu beitragen den Hass der burischen Bevölkerung gegen England in eine versöhnliche Stimmung umzuwandeln.





Auf Bermuda.

Bermuda, das „Land der Lilien und Rosen“, jetzt lag es vor uns und winkte mit seinem dunklen Grün und den schimmernden weissen Häusern gar anmutig herüber. Die Inselgruppe besteht aus über 300 kleinen Eilanden, meist Korallen-Riffen, und umfasst ein Areal von nur 20 englischen Quadrat-Meilen. Nur die grösseren Inseln sind bewohnt und bieten während der Monate Dezember bis März den reichen Amerikanern wegen ihres milden Klimas einen gesuchten Winteraufenthalt. Die grösste Insel, Main-Island, ist 14 Meilen lang, aber nur eine Meile breit. Die Bevölkerung von ca. 16000 Seelen besteht meist aus Negern und Mulatten; im Ganzen leben etwa 4000 Weisse auf Bermuda.

Am 3. August erfolgte unsere Ausschiffung nach Tuckers-Island, eine der kleinen im Great Sound gelegenen Inseln, welche für die Aufnahme der Kriegsgefangenen eingerichtet waren. Bei glühender Hitze betraten wir unseren neuen Aufenthaltsort. Durch ein dreifaches Stacheldraht-Hindernis, welches das Lager der Wachtruppen von dem Gefangenen-Lager trennte, gelangte man in das Lager, woselbst lange Zeltreihen aufgestellt waren. Jedes Zelt war für sieben Mann bestimmt. Die kleinen Eilande sind nur spärlich bewachsen und der meist aus dürftigem Cederholz bestehende Baumwuchs spendet nur wenig Schatten. Quellen existieren auf den Inseln nicht und der Wasservorrat zum Trinken und Kochen wurde zweimal täglich und zwar im Ganzen vier Eimer pro Zelt in Gestalt von kondensiertem Seewasser ausgegeben. Jeden Morgen wurden die Rationen für den Tag empfangen, bestehend aus frischem Fleisch, Kartoffeln,

Brot, Kaffee und Zucker. Ueber die Verpflegung sind so oft Klagen erhoben worden, und in der That waren die Rationen nicht überreichlich bemessen, doch muss hervorgehoben werden, dass nach dem guten Leben der Kriegsgefangenen in den südafrikanischen Lagern die weniger gute Verpflegung auf Bermuda sich wohl sehr fühlbar machte; für uns aber, die wir während der letzten Zeit im Felde den grössten Strapazen ausgesetzt waren und oft nicht wussten, womit wir unsern Hunger stillen sollten, bedeutete die wenn auch manglhafte Verpflegung doch stets eine Verbesserung. Weit schlimmer war es mit der Kleidung bestellt. Der Verfasser hat in seinem Leben noch niemals Menschen in so zerlumpter Kleidung einhergehen sehen, als es die Kriegsgefangenen hier thun mussten. Die englischen Behörden thaten Nichts zur Besserung dieses Uebels und es wurde am 17. August 1901 sogar ein Befehl erlassen, nach welchem Kleider für die Kriegsgefangenen vorhanden seien, dieselben aber nur gegen Bezahlung an die aller Mittel entblössten Gefangenen ausgegeben werden sollten. Im Unvermögensfalle sollten die Kriegsgefangenen für die englische Behörde Arbeit leisten. In diesem, von Major Morrice vom Warwick-Regt. erlassenen Befehl heisst es u. A. in wörtlicher Uebersetzung :

„Es ist wohl zu verstehen, dass diejenigen Bürger, welche nicht jetzt für die Kleider bezahlen können, es nach dem Kriege thun müssen. Im Falle, dass ein Bürger Kleider empfängt auf sein Wort, dass er zur Zeit kein Geld oder Kleider besitzt, und es sich später herausstellt, dass er zur Zeit des Empfanges im Besitz von Geld war, so wird der Betreffende streng bestraft werden.“

Erst viel später, etwa um Weihnachten 1901, wurden die englischen Behörden freigebiger in der Ausgabe von Bekleidung, nachdem von mitfühlenden Seelen aus Deutschland, Holland und Amerika grosse Sendungen eingetroffen waren.

Eine Kriegsgefangenschaft kann niemals eine angenehme Zeit sein, und das Bewusstsein, für unbestimmte Zeit der

persönlichen Freiheit beraubt zu sein, wirkt in höchstem Grade niederdrückend. Es sind daher vielfach Klagen geführt worden, die nicht immer berechtigt waren und die dem bitteren Gefühl des Gefangenseins an sich entsprangen. Selbstverständlich musste schon aus hygienischen Rücksichten eine strenge Ordnung innegehalten werden, die wohl oft als unnötige Belästigung erschien, aber von jedem gedienten Soldaten als notwendig bezeichnet werden musste. Andererseits liessen aber auch die Engländer Nichts fehlen, was zur Erregung von Unzufriedenheit führte. So wurden wir jeden Tag zweimal zusammengetrommelt, um einer Zählung unterzogen zu werden; war gerade die Abfahrt eines Dampfers von Bermuda fällig, so fand noch eine dritte Zählung statt. Oft genug wurden wir vom Mittagessen fortgerufen und mussten erst eine halbe Stunde in der glühenden Sonne stehen, ehe es dem englischen Offizier beliebte die Zählung vorzunehmen. Es war unverständlich, mit welcher peinlicher Sorge trotz der umfassenden Sicherheitsmassregeln die Engländer Alles aufboten, um das Entfliehen eines Kriegsgefangenen zu verhindern.

Die vielen Mussestunden suchten die Gefangenen durch allerlei Handarbeiten auszufüllen, und im Laufe der Zeit wurden von vielen, vorher völlig ungeübten Leuten die reizendsten Säge- und Schnitzarbeiten in Holz und Knochen ausgeführt. Namentlich war es die Herstellung von allerlei Broschen und Nadeln aus Knochen, mit der sich viele Leute beschäftigten. Die grossen Rinderknochen wurden, nachdem sie im Kochtopf ihre Schuldigkeit gethan hatten, säuberlich gereinigt, gebleicht, glatt gefeilt und dann bearbeitet.

In den verschiedenen Lagern wurden Schulen errichtet und täglich von den wissenschaftlich gebildeteren Gefangenen Unterricht abgehalten. Es war dies eine sehr heilsame Einrichtung, da die Engländer es für nötig befunden hatten, weit über hundert Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren, die niemals eine Waffe getragen hatten, als Kriegsgefangene zu depotieren. Man hat die Dreistigkeit gehabt, diese Thatsache einfach abzuleugnen, doch wie im späteren Verfolg

näher beleuchtet werden soll, waren die Engländer sogar gezwungen, in vielen Befehlen speziell Rücksicht auf die kriegsgefangenen Kinder zu nehmen. Hatte die englische Kriegführung kein Erbarmen mit den unmündigen Kindern, so hatte sie auch keine Ehrfurcht dem Greisenalter gegenüber. Eine grosse Anzahl hinfälliger Greise, die das 60. Lebensjahr längst überschritten hatten, konnte man am Stock gestützt in den Lagern einherwanken sehen. Der meines Wissens älteste Kriegsgefangene war ein gewisser van Vuuren, der auf Bermuda sein 76. Lebensjahr vollendete.

Weitaus die meisten Gefangenen waren ohne Geldmittel und Jeder suchte natürlich zu verdienen wo er konnte. So gaben uns die Engländer Gelegenheit für sie zu arbeiten und bezahlten anfangs 1 Penny (= 8½ Pfg.) für die Stunde. Später wurde der Lohn auf 1½ Penny pro Stunde erhöht, Selbstverständlich war diese Arbeit freiwillig, aber trotz des niedern Lohnes riss sich Alles darum; war doch für die Meisten dieser Verdienst die einzige Möglichkeit um das Porto für die an die Lieben daheim gerichteten Briefe bezahlen zu können. Alle Briefe, sowohl die, welche abgingen, als auch die, welche ankamen, unterlagen einer strengen Censur. Der Tag, an dem die Post im Lager eintraf, war gewiss für viele ein Freudentag; waren doch die Briefe der einzige Weg, der uns in unserer Abgeschiedenheit mit der Aussenwelt verband. Wie viele aber sahen mit bange klopfendem Herzen dem Eintreffen der Post entgegen, die ihnen Nachrichten von den Angehörigen in Afrika bringen sollte! Jede Post brachte Briefe aus Südafrika, in welchen Kriegsgefangene Nachricht erhielten, dass wiederum ein Vater oder eine Mutter, eine Gattin oder ein Kind den Leiden in den schrecklichen Concentrations-Lagern erlegen waren. Es drückte einem das Herz ab, wenn man nach Ausgabe der Briefe durch das Lager schritt und sah, wie hier ein hinfälliger Greis den Tod eines Sohnes in bitteren Thränen beweinte, wie dort ein Knabe von 10 Jahren schluchzend sein Angesicht in den Händen verbarg, denn soeben erhielt er die Nachricht von dem Hinscheiden der Mutter daheim.

Es ist schon soviel über die Zustände in den Frauenlagern während des Südafrikanischen Krieges geschrieben worden, und doch brüstet sich noch immer die englische Presse mit der humanen Weise, in welcher der Krieg von Seiten Englands geführt worden sei, und leider giebt es auch bei uns noch immer Leute, welche die aus Südafrika eingelaufenen Berichte als übertrieben dahinstellen. Das Elend in einigen dieser Lager war aber derartig, dass eine Uebertreibung der Zustände unmöglich war. Zahlen beweisen! Betrachten wir daher nur die von der englischen Regierung selbst gemachten Angaben über die in den Konzentrationslagern vorgekommenen Todesfälle allein im Monat Juli 1901. Von 15359 Männern starben 101, von 32215 Frauen starben 187 und von 46366 Kindern erlagen nicht weniger als 1124 den furchtbaren Leiden. In einem Monat über 1000 Kinder! Der Gedanke allein erregt Grauen. Chamberlain sagte bei einer Sitzung im House of Commons, dass es den Frauen ein Leichtes sei, aus den Lagern zu entkommen, wenn sie wirklich das Verlangen danach hätten. Wie aber dachte sich wohl Mr. Chamberlain das Entfliehen für Frauen von 70 Jahren und darüber? Auch für jüngere Frauen war an ein Entfliehen nicht zu denken, denn wohin sollten sich wohl die Aermsten wenden? Ihr Hab und Gut war verbrannt und das Land war eine Einöde. Woher sollten sie ihre Nahrung nehmen um sich und die Kinder zu erhalten? Ein Freistaat-Bur, Frederic Stefanus Botha, mit dem ich während unserer gemeinsamen Gefangenschaft treue Freundschaft geschlossen habe, hat nicht weniger als 22 Mitglieder seiner Familie in den Konzentrations-Lagern von Bloemfontein und Bethullie verloren, darunter seine Mutter, seine Frau und sein einziges Töchterchen. Und doch schrieben die schwergeprüften Frauen ihren in der Gefangenschaft befindlichen Männern in jedem Brief, sie möchten standhaft bleiben und sich nicht dem Feinde ergeben. Wahrlich, den südafrikanischen Frauen gebührt in erster Linie die Palme des Ruhmes. Als Heldinnen sind sie hervorgegangen aus einer Kette unsagbarer Leiden, die viel

schwerer zu ertragen waren als alle Gefahren des Schlachtfeldes, denen standzuhalten schon allein die Pflicht jedem Manne befiehlt, der für sein Vaterland fühlt und denkt. Leider haben nicht alle Buren diese Pflicht erfüllt.

Zwischen den einzelnen Eilanden von Bermuda war jede Korrespondenz verboten, selbst zwischen Vater und Sohn. Bei all diesen Unannehmlichkeiten und kleinlichen Schikanen war jedoch der Gedanke an das viel grössere Elend der Frauen und Kinder daheim die Haupttriebfeder, welche die einfachen und einfältigen Menschen vor völliger Mutlosigkeit und Verzweiflung bewahrte. Not lehrt beten! Dies Wort wurde auch bei uns in der Gefangenschaft wieder zur Wahrheit. Der tiefreligiöse Sinn, der das Burenvolk auszeichnet und der seine Vorfahren bei ihrer schrittweisen Eroberung des Landes allein aufrecht hielt, kam ganz besonders zur Geltung. Allerdings gab es auch Leute, die mit ihrer Frömmigkeit zu Markte gingen und die den Spitznamen „Pharisäer“ wohl verdienten. Dies Pharisäertum hatte schon vor dem Kriege seine Blüten getrieben und gar Mancher, dem es keineswegs an religiösem Gefühl mangelte, hat später den Ausspruch gethan: „Wir hätten lieber besser dreinschlagen sollen und weniger beten, dann wäre Manches anders geworden.“

Mit dankbarem Herzen wird Jeder von uns an die vielen Spenden zurückdenken, die von sympatisierenden Seelen der ganzen Welt uns gesandt wurden. Grosse Sendungen von Kleidern, Viktualien und Tabak kamen zur Verteilung, bis später ein Befehl diese Sendungen aufhören liess. Es würden, so hiess es in diesem Befehl, von nun an ausschliesslich Geldspenden den Kriegsgefangenen übermittelt werden, alle anderen Liebesgaben aber an die Absender zurückgeschickt werden. Was war der Grund dieser Massregel? Wenn man allerdings sah, wie der Pächter der in den verschiedenen Lagern errichteten Cantinen, ein gewisser Kaufmann James aus Hamilton-Bermuda, die wahrlich nicht mit Glücksgütern gesegneten Kriegsgefangenen übervorteilte, so lässt sich Manches erklären. Wir waren

auf diese Cantinen angewiesen, wenn wir Etwas kaufen wollten und mussten die einfachsten Gebrauchsgegenstände mit geradezu horrenden Preisen bezahlen. Der Gedanke liegt nicht fern, dass der Verfasser vorgenannten Befehls vielleicht an dem grossen Gewinn dieser Cantinen beteiligt war. Doch genug von all diesen Sachen, die dem Leser jetzt vielleicht kleinlich erscheinen, die man aber selbst durchgemacht haben muss, um ihre niederdrückende Wirkung auf den Menschen zu verstehen.

Die Leiden und Entbehrungen der Kriegsgefangenschaft liessen sich schliesslich ertragen; weit schlimmer aber machte sich der moralische Druck fühlbar, welchen die Engländer auf die Kriegsgefangenen ausübten. Bereits ein Jahr vor dem Friedensschluss begannen die Engländer auf alle mögliche Weise die Kriegsgefangenen zu beeinflussen ihre Nationalität aufzugeben und freiwillig die englische Untertanenschaft anzunehmen. Unter den Gefangenen gab es zwei Klassen. Die Einen waren solche, die, sei es infolge von Verwundung oder sonst auf rechtliche Weise dem Feinde in die Hände gefallen waren. Die Andern, welche den Spitznamen „Hands-upper“ führten, hatten sich freiwillig dem Feinde ergeben. Es ist begreiflich, dass zwischen diesen beiden Klassen ein scharfer Gegensatz herrschte, und die Engländer versuchten nun, unter den rechtlich gefangenen Leuten, die sich mit Stolz „Afrikander“ nannten, Zwiespalt zu säen und durch allerlei Versprechungen sie zu bewegen, die englische Untertanenschaft anzunehmen. Man hatte sich nicht geschämt, unter den Kriegsgefangenen Agenten zu halten, die ihren Einfluss geltend machen sollten, die Gefangenen ihrem Vaterlande abspenstig zu machen und dem Feinde als Bundesgenossen zuzuführen. Diese Agenten, welche ebenfalls als Kriegsgefangene gehalten, für ihre Thätigkeit aber entschädigt wurden, waren jedoch bald von den Afrikandern erkannt worden und es kam nicht selten zu blutigen Reibereien. Im Januar 1902 wurden auf den einzelnen Eilanden die Kriegsgefangenen zusammengerufen und aufgefordert gewisse Listen auszufüllen, welche den

Namen „Repatriation-Papers“ führten. Denen, die willig waren, die auf den Listen gestellten Fragen zu beantworten, wurde eine baldige Rückkehr nach Südafrika versprochen. Wohl stand auf den Papieren Nichts von der Annahme der britischen Untertanenschaft, aber der Umstand, dass die Engländer stets von Colonien sprachen und der Name Südafrikanische Republik oder Oranje-Freistaat nicht erwähnt war, bewies deutlich, dass jeder Bürger, der die Fragen beantwortete, sich ohne Weiteres als englischer Untertan erklärte. Bei dem damaligen Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz war der Ausgang des Krieges noch keineswegs zu Gunsten Englands entschieden. Zwar war es streng verboten, Zeitungen zu lesen, aber der englische Soldat war stets für einen Schilling gern bereit, Zeitungen in das Lager einzuschmuggeln, so dass wir meistens über die Vorkommnisse in Südafrika wohl unterrichtet waren. Jeder vernünftig und recht denkende Afrikaner sagte sich, dass es Verrat am eigenen Lande sei, sich jetzt schon dem Feinde in die Arme zu werfen, wo noch Tausende von tapfern Männern unter der Führung von Generalen wie Botha, Delarey und De Wet in zäher Ausdauer für die Unabhängigkeit des Landes kämpften. Von den auf Tuckers-Island untergebrachten Gefangenen schienen eine grosse Anzahl zu der Classe der „Hands-upper“ zu gehören und es erklärten sich in der That etwa 300 Leute bereit, die Listen auszufüllen und einzureichen. Auf den andern Eilanden waren es nur Vereinzelte, die ihr Afrikandertum aufgaben. Sie wurden alle nach unserem Eilande geschickt, sodass dasselbe bei allen Anderen in Verruf kam. Es kam so weit, dass allein der Name „Tuckers-Island“ genügte, um besondere Heisssporne in Harnisch zu bringen und sie verächtlich ausspucken zu lassen.

Der von den Bürgern erwählte Lager-Commandant schickte darauf an den englischen Befehlshaber ein Schreiben, welches ganz besonders die Lage charakterisiert, in der wir uns befanden, und welches in wortgetreuer Uebersetzung folgendermassen lautete:

Tuckers-Island, Bermuda, 17. Jan. 02.
Geehrter Herr!

Als bona fide Kriegsgefangener und Repräsentant aller aufrichtigen Afrikander auf dieser Insel bitte ich Sie hiermit, unsere Ansichten über die in Aussicht gestellte Rücksendung und die diesbezüglichen Papiere, über welche Sie zu mir gesprochen haben, entgegen zu nehmen:

I. Wir erkennen die protegierende Haltung Gross-Britanniens, welche sich in der letzten Zeit dokumentiert hat, nicht an. Unsere Interessen in Südafrika ruhen einzig und allein in den Händen unserer Regierung.

II. Wir wünschen durchaus dahin verstanden zu werden, dass wir ein für alle Mal unser Loos mit unserem Volke teilen wollen, und Nichts mehr erwarten, als die, welche heute noch im Felde stehen, nach der Beendigung des Krieges empfangen werden.

III. Wir sind der politischen Beeinflussungen, welche auf uns als Kriegsgefangene ausgeübt werden, herzlich müde. Alle Unannehmlichkeiten und Misshelligkeiten, denen wir ausgesetzt sind, sind durch Personen verursacht worden, welche sich Ihren Proklamationen unterworfen haben und dann theils in dieser Absicht, oder aber ungerechter Weise deportiert worden sind.

IV. Wir haben unsere Zukunft in die Hände des Allmächtigen Gottes gelegt; mit Seiner Hülfe werden wir bis zum Ende unserer Sache treu bleiben und mit dankbarem Herzen entgegennehmen, was auch immer Er über uns beschlossen hat.

gez. H. O. Wilsenach,
Commandant.

Die Folge dieses Briefes war, dass etwa 200 Mann, unter denen auch ich mich befand, auf eine andere Insel, und zwar nach Burtt's-Island, geschickt wurden. Wie aber wurden diese Vorgänge von den Engländern gedeutet? Chamberlain erklärte auf eine diesbezügliche Interpellation im Parlament, dass von den 4000 auf Bermuda befindlichen

Kriegsgefangenen 300 den Treueid geleistet hätten, während „alle anderen“ sich bereit erklärt hätten den Eid der Neutralität abzulegen. Auf eine Unwahrheit mehr oder weniger kam es ja nun nicht mehr an, nachdem nach den englischen Berichten vom Kriegsschauplatz bei allen Niederlagen immer die armen Maultiere die Schuld tragen mussten und eine Zusammenstellung der angeblich erbeuteten Ochsen, Pferde und Waffen eine Zahl ergeben würde, die den wirklichen Bestand im Lande bei Ausbruch des Krieges um das fünf-fache übersteigt.

Auf Burtts-Island atmeten wir auf, denn auf der neuen Insel konnte man ziemlich sicher sein, nur mit Afrikandern zu leben und brauchte nicht zu fürchten, dass jedes freie Wort durch Spione den Engländern hinterbracht wurde. Wie aber sah es bei den Unglücklichen aus, die ihre Nationalität aufgegeben hatten und nun in den Augen ihrer standhafteren Landsleute als Verräter bezeichnet wurden? Sie wurden in der Folge genau so behandelt, wie vorher und haben auch nicht einen Tag früher ihr Vaterland wiedergesehen, als die, welche bis zum Ende ihrer Sache treu blieben und sich dann endlich schweren Herzens in das Unvermeidliche fügen mussten. Zur Entschuldigung derer, die schon vorzeitig sich dem Feinde an die Brust warfen, sei gesagt, dass es bei den Meisten weniger Mangel an Vaterlandsliebe war, als vielmehr die Sorge um die Angehörigen daheim, welche sie diesen verzweifelten Entschluss ausführen liess. In den letzten Tagen, die ich auf Tuckers-Island verbrachte, kam ein Bur zu mir und sagte mir, er sei entschlossen die englische Untertanenschaft anzunehmen. Er hoffe auf diese Weise nach Afrika zurückgeschickt zu werden und könne nach seiner Familie sehen, von der er seit 16 Monaten nichts mehr gehört habe. Ich hielt ihm vor, dass er durch seinen Schritt den Brüdern, die noch im Felde fechten, ein bitteres Unrecht zufüge und warnte ihn, den Versprechungen der Engländer nicht zu viel Glauben zu schenken. Wohl war er sichtlich niedergeschlagen, aber die Sorge um seine Frau und seine Kinder liess alle andern

Bedenken schwinden. Am nächsten Tage kam er bleich wie der Tod zu mir, in der Hand einen Brief, den er soeben erhalten hatte. Schweigend reichte er mir den Brief zum Lesen, — er enthielt die Todesnachricht seiner Frau und seiner vier Kinder. Der Schmerz des schwerknechtigen Mannes war erschütternd. Wie geistesabwesend starrte er vor sich hin und sagte nur immer: „Omdat ik mijn land verraden heb, heft de Heer mij zoo zwaar gestraft!“

Neben all diesem Jammer und Elend gab es aber schliesslich auch Lichtblicke, in denen der Frohsinn und die Hoffnung auf eine bessere Zeit über die schweren Tage leuchtete. Auf Burts-Island, wo im Gegensatz zu meinem früheren Asyl auf Tuckers-Island keine politischen Gegensätze das Leben unter einander unerträglich machten, gab es Mancherlei, was uns auf Stunden das Bewusstsein der Gefangenschaft vergessen liess. Da wurden Spiele veranstaltet, geturnt, ja sogar Tennis gespielt und Fussball. Zwei Kaffeehäuser hatten sich aufgethan, wo findige Köpfe, wenn auch in primitivster Weise dafür gesorgt hatten, dass man an einem schattigen Ort, auf einer Bank sitzend, eine Tasse Mokka schlürfen konnte, Alles für einen Penny. Aus Hopfen ohne Malz gebraut, bekam man für denselben Preis ein Glas Bier oder doch wenigstens ein bierähnliches Getränk, welches bei den schlechten Wasserverhältnissen gern getrunken wurde. Geschickte Hände hatten sogar ein Billard angefertigt, das stets umlagert war und den Besitzern einen ganz guten Nebenverdienst einbrachte. Ausser dem grünen Tuch, das aus der Hauptstadt Hamilton bezogen war, war das ganze Billard im Lager hergestellt worden. Ein Gesangsverein fehlte nicht und es erschien sogar eine Zeitung, die den stolzen Namen „Burts-Trompete“ führte, und die in Ermangelung einer Vervielfältigungs-Maschine öffentlich vorgelesen wurde. Eine wirklich reine Freude im wahrsten Sinne des Wortes bereitete das tägliche Bad in den krystallklaren Fluten des Atlantik, der unsere Eilande umspülte. Je rauher die See, um so lauter erschallten die Stimmen der jungen Buren, die sich jauchzend in dem vorher nur

von Hörensagen gekannten Element begannen heimisch zu fühlen. Was schadete es, dass kurz nacheinander drei Haifische geangelt wurden, von denen der grösste eine Länge von 7 Fuss hatte? Ein Unglücksfall war niemals vorgekommen und ein Spassvogel hatte behauptet, die Haifische in diesen Gewässern seien Proburen und daher ungefährlich.

Ein Gedanke, der wohl jeden Kriegsgefangenen einmal bewegt hat, war: „Wie kannst du entfliehen? Unzählige Pläne sind ausgeheckt worden und wurden wieder verworfen. Viele Versuche sind ausgeführt worden und sind gescheitert. Es war in der That fast unmöglich eine Flucht zu bewerkstelligen und nur Dreien ist sie gelungen. Nicht weniger als sechs Kriegsfahrzeuge beleuchteten des Nachts mit ihren Scheinwerfern die Kanäle zwischen den Inseln und die englische Behörde hatte auf Einbringung eines Flüchtlings eine Belohnung von 3 Pfd. St. ausgesetzt, welche von der zahlreichen Negerbevölkerung nur zu gerne verdient wurde.

Es war bereits nach dem Friedensschluss, als es zwei Gefangenen von unserem Eilande gelang zu entkommen. Der eine, ein Afrikander, wurde in Hamilton wieder ergriffen, dem anderen dagegen, einem Amerikaner, glückte es unbemerkt von Bermuda zu entfliehen. Die Engländer hatten Kenntnis erhalten von der Flucht beider, während wir noch im Glauben waren, dass sie unbemerkt geblieben sei. Am anderen Tage wurde zu aussergewöhnlicher Zeit zum Appell geblasen und die Freunde der beiden Flüchtlinge versuchten den englischen Offizier zu verhindern eine genaue Zählung vorzunehmen, indem sie nicht wie gewöhnlich in Reih und Glied traten, sondern sich hin und her bewegten. Natürlich wurden auch, wie immer bei solchen Gelegenheiten, allerhand Allotria getrieben, die aber durchaus harmloser Art waren. Kurzer Hand wurde unser Eiland als im Aufruhr befindlich erklärt und der englische Commandant drohte uns, für drei Tage uns jede Nahrung und das Trinkwasser zu entziehen, falls wir die Schuldigen nicht ausliefern würden. Nur zu gut wussten wir, was das Schicksal der Schuldigen sein würde. Sie würden gleich Ver-

brechern in Handschellen gelegt und nach dem Gefängnis von St. George gebracht worden sein, woselbst sie auf unbestimmte Zeit in Einzelhaft als Zwangsarbeiter geblieben wären. Die Auslieferung wurde daher rundweg verweigert, obgleich die Betreffenden im Interesse der Allgemeinheit sich freiwillig stellen wollten. Der englische Commandant Major Morrice führte seine Drohung aus und drei Tage lang bekamen wir weder Rationen noch Trinkwasser. Die wenigen im Lager noch vorhandenen Vorräte wurden so verteilt, dass in erster Linie die alten und schwachen Leute nicht zu hungern brauchten, wir anderen hielten aus und bissen die Zähne zusammen. Dieser Vorfall ereignete sich nicht etwa während des Krieges, sondern nach dem Friedensschluss.

So wurden aus Tagen Wochen und aus Wochen Monate und noch immer tobte in Südafrika der schreckliche Krieg weiter. Wohl tauchten dunkle Gerüchte von Friedens-Unterhandlungen auf, aber die englische Politik hüllte sich in undurchdringliches Schweigen und selbst aus den eingeschmuggelten Zeitungen konnten wir den wahren Stand der Dinge nicht erraten.

Da endlich, am 2. Juni 1902, ging das Gerücht durch das Lager: „Es ist Friede!“ Trotz der frühen Morgenstunde war Alles auf und stand in Gruppen umher, bis endlich mit ernstem Gesicht der Lager-Commandant erschien, ein Blatt Papier in der Hand, das er soeben von dem englischen Befehlshaber erhalten hatte. Er rief die Bürger zusammen und unter atemloser Stille verlas er das Telegramm, nach welchem in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni in Pretoria der Friede unterzeichnet sei. — Die Häupter entblössen sich und vielhunderstimmig klang der Dankespsalm zum wolkenlosen Himmel empor. Es folgte das Nationallied des Transvaal und des Freistaates und ein dreifaches Hurrah tönte über den stillen Sund und fand an den umliegenden Riffen ein vielstimmiges Echo. Still ging die Versammlung auseinander, kein lautes Wort wurde gehört und hier und da sah man ernste Männer einen kräftigen Händedruck tauschen. Noch lebte die Hoffnung, noch wusste

Niemand den Ausgang des Krieges, aber wie eine dunkle Ahnung kommenden Unheils schwebte bange Stille über dem sonst so geräuschvollen Leben des Lagers — — —

So vergingen wiederum Tage und Wochen, und jeder Tag brachte uns neue Gewissheiten, dass das südafrikanische Volk umsonst 2 1/2 Jahre lang gelitten und gestritten hatte, und doch gab es noch Viele, die den Mut nicht sinken liessen und immer noch auf eine bessere Wendung hofften. „Wir wollen eine Bestätigung von unserer Regierung“, so sprachen die Buren; doch der Engländer lachte ihnen ins Gesicht: „Eure Regierung sind wir, und ihr seid englische Untertanen!“ Gar manche Faust ballte sich in verhaltenem Grimm und Thränen der Wut verschleierten den Blick der alten Buren. Ein Formular des von den Buren abzulegenden Treueides wurde in das Lager geschickt; neue Entrüstung! „Warum sollen wir schwören, wenn wir nun doch einmal englische Untertanen sind?“ Wie Hohn klang ein Zusatzbefehl, der am nächsten Tage ausgegeben wurde und in wörtlicher Uebersetzung lautete:

„Knaben müssen, bevor sie den Treueid ablegen, zuvor die Einwilligung ihrer Eltern erlangen. Im Falle sie jedoch weder Eltern noch Beschützer auf Bermuda besitzen, ist es ihnen gestattet, selbständig zu handeln, sofern sie alt genug sind, das Wesen eines Eides zu verstehen!“

Am 29. Juni endlich kam noch ein Befehl, in dem klar und deutlich gesagt war, dass nur der nach Südafrika zurückkehren dürfe, der sich schriftlich bereit erklärt, den Treueid zu leisten. Alle andern dürften auf eigene Kosten gehen, wohin sie wollten, doch sei es ihnen nicht gestattet, englisches Territorium zu betreten. Ausgenommen von dieser Bestimmung waren die Ausländer, welchen überhaupt nicht gestattet wurde, den Eid abzulegen und jemals wieder den Fuss auf britisch-südafrikanischen Boden zu setzen.

Mit dankbarem Herzen erhielten wir Deutschen die Nachricht, dass auf Ansuchen der Buren-Hülfsvereine und des Alldeutschen Verbandes ein deutsches Schiff uns in die Heimat bringen werde. Der 8. Juli brachte uns die Freiheit.

Es war ein erhebender und zugleich ergreifender Augenblick, als wir am Ausgange des Lagers von den Buren Abschied nahmen. Eine Adresse wurde uns überreicht, in welcher uns die Buren ihren Dank sagten dafür, dass wir mit ihnen Freud und Leid der schweren Jahre geteilt hatten.*) Hunderte von schwieligen Fäusten streckten sich uns entgegen zum letzten Händedruck und mancher Segenswunsch begleitete uns, als sich endlich die Pforte des Lagers zum letzten Male hinter uns schloss. — — —

Die kurze Spanne Zeit bis zu unserer Abfahrt, welche am 10. Juli mit dem Lloyd-Dampfer „Roland“ erfolgte, konnten wir frei auf Bermuda einhergehen. Jetzt erst sahen wir, welch herrliches Fleckchen Erde diese kleine Inselgruppe darstellt. Vor Allem aber war es die gastliche Aufnahme, welche die wenigen deutschen Familien von Bermuda uns in wahrhaft herzlicher Weise bereiteten und Alles aufboten um uns wenigstens am letzten Tage all das Leid vergessen zu lassen, das ein Jeder von uns während seines unfreiwilligen Aufenthaltes auf diesen Inseln erfahren hatte. Schon vor Monaten hatte sich in Hamilton ein Burenhilfskomitee gebildet, welches aus den deutschen Familien der Herren Recht, E. A. Meyer und Kapitän Meyer, sowie der amerikanischen Familie Outerbridge bestand. Weder Kosten noch Mühen hatten die Glieder des Komitees gescheut, um das Los der Kriegsgefangenen so viel als möglich zu erleichtern und namentlich uns Deutschen haben unsere Landsleute auf Bermuda ein leuchtendes Vorbild gegeben, was es heisst, auch in der Fremde die Ehre der schwarz-weiss-roten Flagge hochzuhalten. Am 10. Juli punkt 6 Uhr Abends lichtete der „Roland“ die Anker und noch lange wehten die letzten Abschiedsgrüsse hinüber und herüber, bis schliesslich die ragenden Klippen von Bermuda, von dem Scheine der untergehenden Sonne mit goldenem Glanze übergossen, untertauchten in die leicht gewellte Fläche des ewigen Meeres und mit ihnen für uns, die wir von Neuem

*) Den Wortlaut der Adresse siehe am Schlusse.

der Freiheit wiedergegeben waren, ein Lebensabschnitt voll bitteren Ernstes in das Reich der Vergangenheit hinabsank.

Die nächsten 14 Tage an Bord des „Roland“ waren für uns eine Zeit köstlicher Musse und Erholung. Kapitän Urban und seine Offiziere thaten Alles, um uns das Leben so angenehm wie möglich zu machen und die Zeit verging im Fluge. Am 24. Juli vormittags näherten wir uns der deutschen Küste und unwillkürlich pochte das Herz rascher beim Anblick der alten Heimat. Nur kurze Zeit hielten wir in Bremerhafen an, dann ging es langsam die Weser hinauf, deren Ufer in herrlichem Sommergrün die Heimkehrenden grüssten. Die Türme der alten Hansestadt Bremen tauchten auf und um 6 Uhr Abends betraten wir den heimatlichen Boden. Eine Abordnung von Herren des Alldeutschen Verbandes und des Buren-Hilfsbundes nahm uns in Empfang und sorgte in herzlichster Weise für unsere Unterkunft in Bremen. Ohne Mittel wie wir waren, erhielten wir bereitwilligst sofort Geld, um die Weiterreise zu unseren Angehörigen fortsetzen zu können. Noch lange sassen wir mit den Herren des Empfangs-Komitees vereint, bis wir unsere Lagerstätten aufsuchten, um die erste Nacht auf deutschem Boden in dem Bewusstsein der wiedererlangten Freiheit zu verträumen. Als der nächste Tag sein erstes Licht durch die Fenster schickte, um die müden Schläfer zu wecken, da flatterte die Schar der Burenkämpfer auseinander. Ein kräftiger Handschlag beschloss eine lange Zeit gemeinsamer Leiden und Freuden und hinweg eilte ein Jeder, hinein in das Leben, einer neuen Zukunft entgegen.





Schluss.

Friede in Süd-Afrika! Verstummt ist der Waffenlärm auf den blutgetränkten Gefilden des unglücklichen Landes; verrauscht ist die Begeisterung, welche bei dem Besuche der drei Helden Botha, Delarey und de Wet noch einmal im deutschen Volke aufflammte und Zeugnis gab, dass unser Volk noch Idealen huldigt, die nur zu gern in unserer Zeit des Fortschritts zum alten Eisen gerechnet und in den Staub gezogen werden.

Der Traum von dem freien, vereinten Süd-Afrika unter eigener Flagge ist verronnen — wird er jemals verwirklicht werden? Wird sich die Prophezeiung unseres alten Bismarck noch einmal bewahrheiten? — Es mag müssig erscheinen, diese Fragen zu stellen, die kein Politiker zu beantworten vermag, und doch ist gerade die erste Frage für uns von allergrösstem Interesse. Seit Jahren ringt der deutsche Handel mit dem Englands um die Vorherrschaft. Ein Nebeneinandergehen des Welthandels der beiden Mächte in ein und demselben Lande ist auf die Dauer unmöglich, der eine muss fallen, und in Süd-Afrika ist es leider der deutsche Einfluss, der nach dem Aufhören der beiden Buren-Republiken dem englischen weichen muss. Wäre England im südafrikanischen Kriege unterlegen, so war dem deutschen Element Thür und Thor geöffnet und Süd-Afrika wäre eine Hochburg geworden deutschen Gewerbefleisses. Die letzten Jahre vor dem Kriege berechtigten uns zu den schönsten Hoffnungen und schon allein der Selbsterhaltungstrieb zwingt England jetzt, das neu eroberte Land den fremden handelspolitischen Einflüssen zu entziehen. Vergessen wir nicht, dass mit der

Entwicklung Süd-Afrikas zu Gunsten Deutschlands auch die Entwicklung unserer südwest-afrikanischen Colonie Hand in Hand geht!

Vor kurzem ist in England ein parlamentarischer Bericht über die Stärke und die Verluste der englischen Truppen in Süd-Afrika von 1899 bis 1902 ausgegeben worden. Die in diesem offiziellen Bericht angegebenen Zahlen beleuchten mehr als alles Andere den Charakter des Krieges und sind ein beredter Zeuge für das heldenmütige Ausharren des kleinen Burenvolkes. Im Mai 1902 betrug die Anzahl aller in Südafrika zu Verwendung gelangten Truppen die Summe von 448435 Mann. Die höchste Zahl von Streitern, die den Buren-Republiken jemals zur Verfügung standen, betrug noch nicht einmal 50000 Mann, während die grösste geschlossene Macht, die jemals im Kriege dem Feinde gegenübertrat, allerhöchstens 25000 Mann zählte. Und doch währte es fast drei Jahre, ehe das kleine Volk der zehnfachen Uebermacht erlag. Was aber hat England zu diesem endlichen Siege verholfen? War es die Tapferkeit seiner Soldaten oder die Umsicht seiner Feldherrn? O nein, das Elend der Frauen und Kinder zwang die tapferen Buren sich blutenden Herzens dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Jahrzehnte werden vergehen, bis die äusseren Spuren des furchtbaren Krieges verschwunden sind, was aber sich besonders fühlbar macht, das ist die völlige Vernichtung des einst so reichen Viehstandes. Ist es bei uns bekannt geworden, dass mehr als einmal grosse Schafherden von den englischen Truppen mit den Bajonneten niedergestochen sind, nur um sie nicht wieder in die Hände der Buren fallen zu lassen? Zu Tausenden haben die armen Tiere gelegen, dem Raubzeug zur Beute und mehrere Tage später haben die vorüberreitenden Buren aus dem Haufen der verendeten Schafe noch eine grosse Anzahl solcher hervorgezogen, deren Bajonnetstich nicht genügt hatte um sie zu töten. Der Burenkrieg war ein Vernichtungskrieg im wahrsten Sinne des Wortes. Die seit vier Jahrhunderten bestehende Feindschaft zwischen dem englischen und burischen Element

kam jetzt zum Ausbruch und leider musste, wie so oft in der Weltgeschichte, das Recht der Gewalt unterliegen. Vergessen wir nicht, dass mehr als ein Drittel der burischen Bevölkerung deutscher Abkunft ist und mitgelitten und mitgestritten hat für Freiheit und Recht! Möge der germanische Geist fortleben im südafrikanischen Volk, dann wird auch noch einmal der Tag anbrechen, an dem von Kapstadt hinauf bis zum Sambesi ein freies Volk unter eigener Flagge als Träger germanischer Kultur einen Ehrenplatz im Rathe der Nationen einnehmen wird!





Inhalt.

	Seite
I. Einleitung	3
II. Erste Eindrücke	7
III. Die Freicorps	11
IV. Der Bur im Felde	20
V. Bei der Front	26
VI. Traurige Enttäuschungen	38
VII. Aufgabe von Johannesburg und Pretoria	51
VIII. Die Wildnis Nord-Transvaals	55
IX. Kriegsgefangen	68
X. Auf Bermuda	77
XI. Schluss	93



60/7730

Dank-Adresse der Buren an die heimkehrenden deutschen Mitkämpfer.*)

Krijgsgev. Kamp — Burts Eil. Bermuda

Juli 1902.

Aan C. P. A. Goebel, C. Wulff, E. von Khaynach,
E. Bahlau, S. Stolz, L. Kramer, O. Dohna,
M. von Hake, A. H. J. Densch, C. H. Baum-
bach en A. Pfafferott.

Mannen, Broeders!

Heden, ja heden is de tijd aangebroken, dat gij, allen broeders in de ware zin des woords, ja nogmaals, broeders ons gaat verlaten.

Gij die in de bresse sprong, gij die overkwaamt van uw land, gij die uw krachten vereenigden, die vol moed, trouw volharding ons terzijde stond in onze dierbare zaak voor recht en vrijheid. Gode zij dank dat wij als Afrikaansch Volk nog broeders hebben onder het edel bloejende Germaansche Volk.

Hartelijk dank voor de toegenegenheid om ons lot te deelen en te verzuchten. Dat is de ware broederschap. Het zal in ons vaderlandsche geschiedenis gemeld worden als een aandenken.

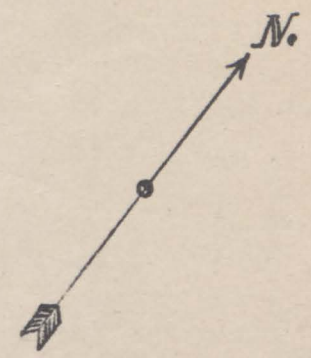
Nu, namens Burts broeders, Vaarwel, Vaarwel. God zegene u en bekroont uw welwillenheid met rijke vruchten.

Namens de burgers

gez. **G. van Riet.**

*) Das Original befindet sich im Besitz des Verfassers.

Bermuda.



engl. Meilen.

gez.: C. Wulff.